

Zeitschrift:	Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber:	Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band:	39 (1941-1942)
Artikel:	Sammelwirtschaft in den Schweizer Alpen : eine ethnographische Studie
Autor:	Waldmeier-Brockmann, Anni
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-113716

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sammelwirtschaft in den Schweizer Alpen,

eine ethnographische Studie.

Von Anni Waldmeier-Brockmann, Zürich.

(Schluss.)

Abtransport.

Wildheu gehört zur Talwirtschaft, deshalb, weil es in den Heimställen verfüttert wird, und so auch der aus ihm gewonnene Dünger den Feldern und Wiesen des Tales zugute kommt. Durch einen grossen Aufwand von Zeit und Arbeitskraft muss nun das Futter von der obersten bewirtschafteten Stufe in die Täler hinunter transportiert werden, was in allen Fällen einen Weg über einen Höhenunterschied von 1000 und mehr Metern bedeutet. Da der Bergbauer aber diese Arbeit auf eine Jahreszeit verlegt, in der keine anderen landwirtschaftlichen Arbeiten dringender sind, so muss er diesen Zeitverlust nicht berechnen, sondern er ist froh, ohne Barauslagen seinen Futtervorrat vergrössern zu können.

Die Überwindung der vertikalen Distanz zwischen dem Platz, wo das Wildheu aufgestapelt liegt, und dem Ort der Verfütterung, ist die Hauptschwierigkeit bei diesem Unternehmen, während die horizontale Entfernung bei den steilen Alpentälern kaum ins Gewicht fällt. Schon am Rande der Alpen, z. B. am Walensee (422 m ü. M.) liegen die Wildheugaden 1000 m über dem Dorf Quinten, durch einen jähnen Abhang mit steilem Wald, von Felsbändern unterbrochen, von ihm getrennt. Die grösste Distanz findet sich zwischen den Dörfern am Grunde der tiefeingeschnittenen zentralen Alpentäler und ihren Wildheuplätzen, da im Zentrum der Alpen die Baumgrenzen sowie alle anderen Vegetationsgrenzen höher liegen als am Rande der Alpen. Viele Dörfer, z. B. im Prättigau, Sopra-Cenere und Berner Oberland, sind 5—6 Wegstunden von ihren Wildheuplätzen entfernt. Grösste Distanzen finden wir auch in den tiefliegenden Tälern des Chablais, der Maurienne und Tarantaise, wo Dörfer unter 1000 m liegen, während die Wildheuwiesen sich auf 2300 bis 2500 m erstrecken¹⁾.

¹⁾ Die Heuwiesen des Col des Encombres sind 2300 m hoch gelegen; sie wurden früher bis 2500 m hinauf gemäht. Von St. Martin-de-la-Porte aus werden die Wiesen auf 2400 m Höhe bewirtschaftet (ARBOS, Vie pastorale, S. 97).



Abb. 20. Handwagen für die Heubündel aus dem Val di Livigno; man beachte die ungleichgrossen Radscheiben für die Steilhänge. Photo A. Brockmann.

Je höher die Sohle des Alpentales liegt, desto mehr kommt die horizontale Distanz in Betracht. Bei den obersten Siedlungen des Avers, des Vals, des Livigno und St. Véran (das höchstgelegene Dorf der französischen Alpen) wird das Wildheu nur dann aufgestapelt, wenn die Mäder von den Siedlungen weit entfernt sind, z. B. in einem Seitentale liegen (Madriser Tal, Avers).

Je nach den orographischen und klimatischen Verhältnissen der einzelnen Ortschaften wählt man für den Abtransport einen der vier verschiedenen üblichen Zeitpunkte:

1. während der Heuernte. 2. Mitte Oktober bis zum Einschneien. 3. Von der ersten gefrorenen Schneedecke bis Ende Dezember. 4. Mitte Januar bis Ende des Winters.

1. Während der Heuernte: Von gelegentlichen Transporten abgesehen, die der Wildheuer bei seiner täglichen oder wöchentlichen Heimkehr mitnimmt, vermeidet er den Zeitverlust, den der Abtransport mit sich bringt, um noch die ungewiss kurze Zeit, in der das Gras grün ist und die Nebel sich noch nicht in den Bergen festgesetzt haben, ganz dem Sammeln zu widmen.

So kommt während des Augusts und Septembers nur der Transport mit dem Drahtseil in Betracht, der schnellsten und modernsten Beförderung von Lasten vom Berg ins Tal. Die Drahtseilschleife hat sich schon vor etwa 20 Jahren zur Holzförderung überall eingebürgert. Es handelt sich für den Heutransport immer um ein einfaches Drahtseil ohne Brems- oder Zugvorrichtung, das unten im Tal nahe einem befahrbaren Weg in einem mit einem Heukissen versehenen Prellbock endet. Die Heubündel werden bis zur Anfangsrampe getragen oder geschleift, um nach vollendetem Tagwerk, eines nach dem andern mit einem Holz- oder Eisenhaken an das Seil gehängt zu werden; so sausen sie durch ihre eigene Schwerkraft zu Tal. Das Sammeln des Wildheus nur zu eigenem Bedarf bringt kein Geld ein; so werden diese Anlagen mit möglichst wenig Barauslagen durchgeführt. Ein einzelnes Drahtseil erschliesst nur ein beschränktes Einzugsgebiet, das nicht einmal alle Jahre voll ausgenützt werden kann. So ist diese Einrichtung trotz der Vorteile und der Billigkeit der Erstellung nur eine Einzelerscheinung geblieben. Drahtseile werden besonders da gespannt, wo zur Überwindung einer Felswand oder eines steilen Waldes die Erstellung und der Unterhalt eines Schlittwegs umgangen werden kann. Das früher übliche, mühsame und gefährliche Abseilen der Heubündel über Schründe und Steilstufen wird durch ein Drahtseil vermieden (z. B. das Drahtseil, das hinter dem Hotel Öschinensee endet und eine Felswand von 800 m Höhe überspannt). Die wachsende Zahl der Drahtseile verdrängt die Aufstapelung auf den Höhen und so auch die Sitte des Transportes im Winter. So beklagt R. Stoffel¹⁾, dass die schmucken „Berggädemli“ im Oberberg (Avers) infolge der Erstellung einer Drahtseilreiste im Jahre 1930 nun langsam zerfallen.

Häufiger als die langen oft Hunderte von Metern frei-hängenden Drahtseile finden wir zerstreut über Alpweiden und über kleine Felsbänder hinweg kurze Seilschleifen gespannt, die den Abtransport von schwer zugänglichen Mäderen erlauben. Im Gental z. B. ermöglicht eine solche Seilreiste, das Wildheu in Alpställen unterzubringen.

Zur Erstellung einer Drahtschleife haben sich oft eine Anzahl von Teilhabern als Seilgenossenschaft zusammengetan. Diese erwirbt das Material, häufig schon gebrauchte Drahtseile,

¹⁾ J. R. STOFFEL, Das Hochtal Avers, Graubünden. Zofingen 1938, S. 189.

die zusammengeschweisst werden, leistet auf korporativer Grundlage die Erstellungsarbeiten selbst und organisiert selbst nach eigenen Regelungen die Nutzung.

Wahl des Zeitpunktes: Seit Jahrhunderten erfolgt der Transport des Wildheus immer zu demselben Zeitpunkt. Dieser ist in der Tradition so sehr verwurzelt, dass sich der Gebirgsbauer einer Anpassung an die örtlichen Verhältnisse nicht bewusst ist. Deshalb ist es schwierig, die von Ort zu Ort wechselnden Verhältnisse zu erklären. Arbos¹⁾ schreibt darüber:

„Es scheint, dass der Transport des Heues auf dem Schnee ein spezieller Brauch von Savoyen und seinen Voralpen ist, d. h. überall dort, wo das Einschneien von langer Dauer und die Schneedecke beträchtlich ist. Dennoch gilt dies nicht als allgemeingültige Regel. Weshalb transportieren die beiden ähnlich gelegenen Gemeinden Abondance und Morzine, die eine das Heu im Sommer, die andere im Winter? Wie erklärt man das Vorgehen der beiden benachbarten Gemeinden der Maurienne, Saint-Martin-de-la-Porte und Montaimont, die, durch steile Hänge von ihren Matten getrennt, in derselben Exposition liegen, ihr Heu aber nicht im Winter herunternehmen, da sie wohl fürchten, nicht genügend eingeschneit zu werden. Warum nehmen die Leute von Valmeinir (Valoir), les Arves und les Villards ihr Heu vor der schlechten Jahreszeit herunter, trotzdem sie alle in Nordexposition liegen?“

Arbos sieht die Erklärung für die Wahl einer anderen Jahreszeit als des Winters in „alten Bräuchen, die die Tradition gehalten hat“, und bringt damit auch die Auffassung der Bevölkerung zum Ausdruck, die selbst keine Erklärung für das ihr selbstverständliche tägliche Leben sucht. Wo immer ich aber die Verhältnisse an Ort und Stelle untersuchte, konnte ich feststellen, dass die Unterschiede der Bräuche in der Hauptsache in klimatischen und orographischen Zuständen zu suchen sind, resp. die Wahl einer anderen Jahreszeit als des Hochwinters erklären.

Die beliebteste und in der Schweiz verbreiteste Art des Transportes geschieht bei hoher Schneedecke am Ende des Winters zwischen Anfang Januar und Ende Februar. Der hohe Schnee ist für die Heuballen eine ausgeglichene Rutschbahn. Er lässt die Fahrt nicht so schnell werden wie eine harte gefrorene Unterlage. Das Heu ist bereits durch die Lagerung zu einer gepressten Masse geworden, die auch durch

¹⁾ Ph. ARBOS, *La vie pastorale dans les Alpes françaises*. Grenoble 1922, S. 97 (übers.).

die Gärung von ihrem früheren Gewicht eingebüsst hat und so in jeder Hinsicht leichter zu transportieren ist als frisches Heu. Ausserdem ist im Tale der Wintervorrat schon soweit zusammengeschmolzen, dass dieser Futterzuschuss ohne Vergrösserung des Lagerraumes aufbewahrt werden kann. Das Vieh wird gegen Mitte Januar von den zerstreuten Ställen auf den Heuwiesen in die dem Wohnraum zunächst gelegenen Stallungen zusammengezogen. Dadurch nimmt das Hirten (Besorgung des Viehs) nicht mehr so viel Zeit in Anspruch, sodass keine dringenden Arbeiten mehr den Bergbauern davon abhalten, den Heutransport durchzuführen. Im Gegenteil, das „Heuziehen“ gestaltet sich an sonnigen Tagen, so reich es auch an Mühen und Gefahren ist, zu einer willkommenen, abwechslungsreichen Erweiterung des winterlich engen Lebenskreises.

Überall da also, wo im Januar und Februar eine hohe Schneedecke gesichert ist, also in allen zentraleren Tälern der Alpen vom Tirol bis an die Grenzen der Dauphiné ist der Spätwinter die Zeit des „Heuzugs“. In diesem Gebiet machen aber diejenigen Ortschaften eine Ausnahme, wo der Weg zur Aufbewahrungsstelle von Lawinen bedroht ist, wo vereiste Felshänge zu überwinden sind oder wo der Heutransport über südexponierte Hänge führt, wo apere Stellen und Schneebretter den Weg unpassierbar machen.

Am Rande der Alpen, sowie in den tieferen Teilen der südlichen Täler trifft diese Einschränkung häufig zu, da dort in den tieferen Lagen eine Schneedecke nicht mehr sicher erwartet werden kann. An all diesen Orten findet der Heuzug anschliessend an die Heuernte in der noch schneefreien Zeit statt. Die frühere Art des Transportes war an solchen Orten auf steinigen, mit losem Geröll angefüllten Schleifwegen, den sog. „Erdrisen“ oder den „Lass“ (Grindelwald), die steil und in direkter Bahn die Wälder hinunterzogen. Über Felshänge wurde das Heu abgesetzt oder hinuntergeworfen. Heute sind kurvenreiche Schlittwege an Stelle der den Baumwuchs gefährdenden Holz- und Heurisen angelegt. Diese sind eben noch steil genug, um auf ihrem steinigen Bett die beladenen Schlitten von selbst gleiten zu lassen (Abb. 16, 17).

Besteht die Hauptschwierigkeit des Heutransportes darin, einen steilen Waldgürtel zu überwinden, wie das an den Nordhängen unserer tiefeingeschnittenen Alpentäler vielfach der

Fall ist, so wird das Heu entweder auf den natürlichen offenen Stellen, den Rüfenen und Lawinengängen, zu Tal gereistet oder in den natürlichen Rinnen, die sehr oft durch diesen Gebrauch von Wald entblösst, immer mehr zur Runse werden können. Man wartet mit dieser Arbeit, bis der Boden mit einer dünnen, festgefrorenen Schneeschicht bedeckt ist, die das Geröll festhält, kleine Stauden und Unebenheiten bedeckt, ohne dass schon die Gefahr eines Schneerutsches droht. Dieses trifft in den wenigen Wochen der Monate November und Dezember zu, wo der Bauer überdies mit Holzen beschäftigt zu sein pflegt. Die offenen Waldstellen, auf denen Heu und Holz gereistet wird, sind zudem eine ständige Bedrohung für das Tal, da sie niemals zuwachsen und bei einem grossen Schneerutsch oder Rüfigang sich immer mehr erweitern. An ihrer Stelle sind von der Forstverwaltung Schlittwege angelegt worden, die dann den ganzen Winter über benutzt werden.

Das Herunterholen des Wildheus zeigt in vielem Ähnlichkeit mit dem Transport des Holzes da, wo die Holzausbeutung noch nicht kommerzialisiert ist. Innerhalb des Waldgürtels werden die selben Wege benutzt¹⁾), und auch viele Gerätschaften werden für beides verwendet wie Seile (Trätsche), Schlitten, Schneehacke, Schneereifen und andere winterliche Ausrüstungsgegenstände. Beide Verrichtungen zeigen auch den Brauch der gemeinsamen Arbeit mit dem Prinzip der Gegenseitigkeit, da wo jene allein nicht durchgeführt werden könnte. Beide Arbeiten erfordern körperliche Geschicklichkeit

¹⁾ Holzritte im Glarnerland. Man darf den Holzritten eine gewisse siedlungsgeschichtliche Bedeutung beimessen. Die Beförderung des Holzes aus dem Walde zur Wohnstätte ging natürlich leichter durch Ziehen als durch Tragen vor sich und dieses Ziehen grub im Laufe der Jahre jene Rinnen, die wir als „Ritte“ bezeichnen . . . Ihr unterstes Ende aber mündete und mündet heute noch in den ältesten oder einem der ältesten Dorfteile aus. Der Ritt darf als die primitivste und älteste Verkehrslinie, die es im Gebirge gibt, als Urverbindung zwischen Wohnstatt und Ertragsgebiet bezeichnet werden. Im Ritt oder neben dem Ritt bildet sich allmählich ein Weg.

Ritt, Rinne, Ries, Rinnen, Reisten entstammen derselben Wurzel. Der Ausdruck „Ries“ scheint in der ersten Zeit der Bergsiedlung mehr gebräuchlich gewesen zu sein als heute. Der Weg, der von Luchsingen nach den jedenfalls schon im frühen Mittelalter besiedelten Rütinenbergen hinaufführt, zog sich ehemals durch ein „Ries“ oder vielleicht durch eine Reihe von „Riesen“. Wer oberhalb des verhältnismässig viel begangenen Weges mit Holzen beschäftigt war, der musste „zetern“, d. h. schreien, zur Warnung rufen . . . Als Erinnerung an ein Stück Siedlungsgeschichte hat es sich im Namen jener Bergliegenschaft ob Luchsingen erhalten, die die „Zeter Ries“ genannt wird. Der „Ritt“ hat auch in der sprichwörtlichen Redeweise des Bergbewohners seine Bedeutung. Wer in seinem Leben eine kleine Entgleisung erlebt hat, der ist nicht neben das Geleise, sondern „neben den Ritt“ geraten (Notiz d. N. Z. Z.).

und Kraft und sind ausschliesslich Angelegenheit der Männer. Da aber der Heutransport über eine grössere Distanz geht und nur ein- oder wenigemal im Winter unternommen wird, so bedeutet er für die Bergbauern ein eigentliches Unternehmen, das, wenn es gut gelungen ist, mit einer kleinen Festlichkeit abschliesst.

Auf schneefreiem Schlittweg: Über einen schneefreien Schlittweg gestaltet sich der Heutransport verhältnismässig einfach. Das Beförderungsmittel ist der im ganzen Alpengebiet verbreitete Hornschlitten (Abb. 15, 17, 21), ein für den Transport von Hand konstruierter leichter Holzschlitten, etwa 1,80 m lang, 1 m breit und 30 cm hoch. Das hervorstechende Merkmal ist die Verlängerung der vorderen Kufen nach vorwärts und aufwärts, so dass sie sich etwas nähern und in der Höhe von etwa 1 m zurückbiegen. Für einen zwischen ihnen stehenden Mann bilden sie zwei Handhaben neben der Hüfte. In abgelegenen Gegenden finden wir primitive Formen dieses Holzschlittens, die dann ohne jeden Metallteil gefügt sind und deren Oberteil sogar aus Ruten hergestellt sein kann. An anderen Orten sind es im Gegensatz dazu gut konstruierte, solide Ausführungen¹⁾.

Der Hornschlitten wird überall da gebraucht, wo noch keine Bergstrassen für die Transporte von Holz, Heu, Käse vom Berg ins Tal erbaut sind und wo keine Feldwege auf Felder und Wiesen führen. Er fehlt überall da, wo auf Terrassen angebaut wird, wo Heu, Mist und die Ernte getragen werden müssen. Der Hornschlitten wird auf den Schlittwegen bergaufwärts getragen, indem der Mann das erste Querholz auf eine Achsel oder den Nacken nimmt. Dieses Querholz befindet sich im Drehpunkt der Last, also etwa in der Mitte der Länge, so dass der Schlitten mit einer Hand im Gleichgewicht gehalten werden kann. Je nach der Steilheit und der Beschaffenheit des üblichen Schlittweges sind die Kufen aus Holz oder mit Eisenschienen unterlegt. Das Metall ermöglicht bei harter, trockener Unterlage ein schnelles Gleiten, das Holz hingegen führt besser auf erdigen, nassen Wegen. Sehr oft ist nur eine Seite beschlagen, damit bei beiden Möglichkeiten eine der

¹⁾ Diese aufgebogenen, hornförmigen Kufen, die „Hörner“, geben ihm auch die gebräuchlichen Bezeichnungen „Hornschlitten“ oder nur „Hori“. Da diese an eine Ziege erinnern: „Gaissli“ (Unterwalden), „Gibi“ oder „Gibber“ (Bern); „Gemschi“, „Gemsch“ oder „Gemel“ (Bern) von Gemse.

beiden Kufen bremst. Ist im Gegenteil die Schnelligkeit zu klein, so fährt man über eine Speckschwarze, dann läuft's „wie auf Schnee“.

Am Südwesthang der Churfirsten ist der Schlittweg ganz besonders lawinengefährlich, der Abtransport des Wildheues wird deshalb von den Quintnern schon bei kleiner Schneedeckung eingestellt. Kommt der Schneefall überraschend früh, so hat man erst im Frühling wieder Gelegenheit, den Rest des Wildheus heimzuholen. Bald nach der beendeten Heuernte gehen die Burschen und jungen Männer einzeln

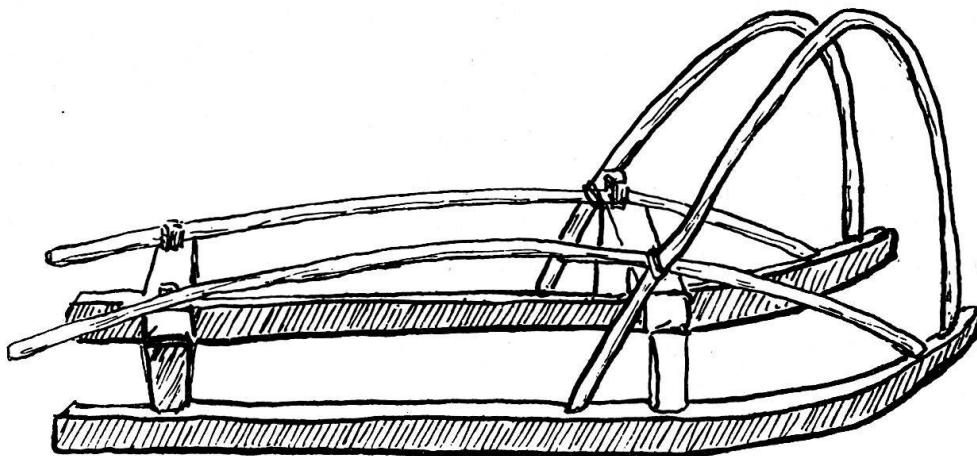


Abb. 21. Heuschlitten aus Visperterminen, Wallis.

hinauf, mit den Heuschlitten, Heuseilen und Heunetzen beladen. Vor der Hütte wird der Schlitten in Fahrtrichtung bereitgestellt. Ein langes Heuseil, doppelt zusammengelegt, an der Umschlagstelle eine „Spore“, wird so unter den Schlitten gelegt, dass das doppelte Ende mit der Holzschlaufe noch etwa anderthalb Meter hinter den Schlitten herausragt. Ist das Heu noch wenig gelagert, also nicht zu dicht, so wird es in die Heunetze geschnürt. Drei solche Traglasten werden auf einen Schlitten geladen, indem die Verknüpfung der Seile nach unten schaut. Zwei Bündel kommen auf den hinteren Teil des Schlittens und eines darauf. Dann wird alles mit dem Heuseil der Länge nach auf den Schlitten gebunden (Abb. 16, 17). Ist das Heu jedoch durch die Lagerung schon dicht, dass es mit dem Schroteisen geschnitten werden kann, so wird es in kubische Blöcke, die „Burdenen“, von 4 bis $4\frac{1}{2}$ Zentner Gewicht gebunden, von denen je zwei auf einen Schlitten geladen werden.

Der Fahrer stellt sich nun zwischen die Hörner des Schlittens, und bald ziehend, bald den Schlitten der eigenen Fahrt überlassend oder bremsend geht es mehr oder weniger rasch den kurvenreichen Weg hinunter. Bevor man in die Kurven einbiegt, wird die Fahrt möglichst abgebremst und die Richtungsänderung dadurch bewirkt, dass das vordere Ende des Schlittens angehoben und in die neue Richtung gerückt wird. Um dieses Lenken zu ermöglichen, wurde die Last in der Hauptsache auf das hintere Ende des Schlittens verlegt.

Wo auf Schlittwegen wenig steile oder beinahe wagrechte Stücke zu überwinden sind, da sind sie mit runden Prügeln in Abständen von 60—70 cm belegt, was die Reibung so vermindert, dass noch schwere Lasten von Hand gezogen werden können.

Auf beschneitem Schlittweg: Ähnlich gestaltet sich der Transport auf beschneitem Schlittweg. Dieser erfolgt ebenfalls mittels des Hornschlittens, doch wird die Fahrt rascher und dadurch für den Fahrer gefährlicher. Die Bezeichnungen „Schlittbrächi“ oder „Kniebrächi“ an steilen, kurvenreichen Abschnitten sind eine Erinnerung an Unglücksfälle. Das Lenken und Bremsen wird durch das Anstemmen der Füsse ausgeübt, was für ungeübte Fahrer zum Verhängnis werden kann, da sie mit dem Fusse hängen bleiben oder aus der Schlittbahn geraten können. Für den geübten Mann ist es aber weniger anstrengend als der Transport auf dem steinigen Weg, und er leitet den Schlitten mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf der manchmal schon vereisten Bahn. Eine um die Kufe geschlungene Kette, der „Hebrig“, ein nachschleifendes Heubündel oder ein ebensolches Langholz, „Trämel“, dienen als Bremse¹⁾.

Natürlich werden auch die Passtrassen, sofern sie im Winter lawinensicher sind, von den Bergbauern benutzt und sehr oft mit bespanntem Schlitten befahren. Von Lanslebourg²⁾ (Maurienne) gehen die Männer in Gruppen von 40—50 maultierbespannten Schlitten auf den Mont-Cenis, um das in der Nähe der Strasse aufgestapelte Wildheu herabzuholen. Auch die Klausenstrasse wird in der Art und Weise benutzt, und zwar von Unterschächen aus.

¹⁾ Nach FRIEDLI, wird das Bremsen durch Umlegen von zwei Ketten bewerkstelligt. Auf dem Stützbaum „Gufi“ ruht vorne mit dem Sparren aufgehoben ein Langholz „Trämel“, der nachschleppend bremst. — ²⁾ Ph. ARBOS, *La Vie pastorale dans les Alpes françaises*, Grenoble 1922, S. 95.

In schneefreien Schleifrinnen: Auf den alten „Risen“, „Riten“ oder „Heuschleifen“ war der Transport nicht so einfach, da ausser der holperigen, steilen Bahn, die nicht selten jähne Richtungsänderungen aufwies, auch der Wechsel des Gefälles Schwierigkeiten verursachte. Bis vor wenigen Jahren wurden die Schleifwege am Abhang des Brienzer Rothorns noch benutzt, bevor Schlittwege und Seilbahnen erstellt waren. Herr Lehrer Burri aus Ringgenberg gab mir eine eingehende Schilderung:

Das zu festen kubischen Bündeln geschnürte Heu der abgebauten Triste wird „Rāmete“ oder „Rahete“ genannt. Die Wege, auf denen es geschleift wurde, sind die „Rāmeteschleife“ oder „Rahetenzüge“. Solche existierten immer zwei bis drei zwischen zwei Bacheinschnitten. Sie führten in ziemlich direkter Linie durch die steilen Wälder von Terrasse zu Terrasse hinab. Schliesslich endeten sie im sog. „Feld“, dem unteren Rande der steilen Wälder, von wo es dann über Wiesen und Feldwege zum Dorfe ging.

Zum Transport stellte man die vier „Rāmete“ dachziegelig auf das vorderste Bündel, welches aus dem mit einem Heugarn gebundenen Abfallheu bestand. Die ganze Bündelreihe wurde mit Stricken festgebunden und über die abgemähten „Graggen“¹⁾ hinunter bis zum Wald gezogen. Nun wurden alle fünf Stücke zu einem langen Zug hintereinander gestellt, was die Reibung vergrösserte. Entsprechend der Steilheit der Wegstücke wurden in die Seitenverschnürung der Rāmeten Stöcke so eingesteckt, dass sie den Boden ritzten. Andere schief in die Seitenverschnürung eingesteckte flache Leisten, „Laden“, gaben den Bündeln festeren Halt. Eine junge Tanne mit noch biegsamem Stamm bildete die Unterlage des ganzen Rāmetenzuges. Mit Hilfe des vorne hervorstehenden Stammes wurde die Heulast gezogen, gelenkt oder gebremst. In wechselndem Tempo ging es nun den durch den jahrhunderte langen Gebrauch zur Hohlkehle gewordenen Schleifweg hinunter. Besonders da, wo wegen der felsigen Unterlage dieser mit Baumstämmen in der Längsrichtung ausgelegt war, konnte die Fahrt ziemlich rasch werden.

Kam man aus dem steilen Wald heraus auf die Wiesen, so musste man eine besser gleitende Unterlage haben, um die Last vorwärts zu bringen. Dazu diente das sog. „Bögli“, eine glatte, gebogene und symmetrische Astgabel, auf die man die

¹⁾ Wildheumäder; von gragge = Kriechen.

Heubündel stellte. Die beiden entrindeten Äste wirkten als Kufen, während am aufgebogenen Stammstück die Fuhré gezogen wurde. Das Bögli können wir als die primitivste Form eines Schlittens ansprechen.

Auf dem Schlittweg wurde der Rämetenzug auseinander genommen, und die Heubündel wurden, auf Hornschlitten verladen, bis zum Strässchen hinuntergebracht. Dort wurde unter das vordere Ende des Schlittens der sog. „Roll“ untergeschoben. Dieses sind zwei Scheibenräder an einer derben Achse (neuere Formen aus beschlagenen Rädern mit Speichen) und kurzer Deichsel, so dass nur noch der hintere Teil des Schlittens schleifte (Abb. 20).

In dieser primitiven Form des Transportes wurde ein drei- bis viermaliger Aufenthalt zum Wechsel der Anordnung notwendig. Die steinigen primitiven Schleifbahnen brachten auch immer einen wenn auch kleinen Verlust an Heu. Ausserdem wurde für jede Fahrt eine etwa 10jährige Tanne geopfert. So versteht man, dass die Leute trotz der Kosten zum Bau von Schlittwegen und Drahtseilschleifen veranlasst wurden.

Auf beschneiter Waldschneise: Das Hinunterschleifen des Wildheues auf einer gefrorenen und mit einer harten dünnen Schneeschicht bedeckten Waldschneise wird in der Schweiz nur noch selten ausgeführt (z. B. Burglauenen, Lungern). Diese Art des Transportes gilt selbst bei den Bergbauern als gefährlich, da die Fahrgeschwindigkeit, auch wenn Zweige und Stangen unter das Bündel gelegt werden, ziemlich gross ist. Manchmal lässt man die Heubündel auch allein fahren, so wie man es mit dem Holz tut. Kommt aber das Heu ins Rollen, so fällt es nicht selten auseinander und ist verloren. Für eine solche Fahrt bindet man deshalb mehrere Heubündel in einer Reihe zusammen und befestigt sie mit langen Stangen. In Graubünden und dem Berner Oberland finden wir für eine solche Fuhré wie auch für die als Schleifweg benutzte Waldschneise den Ausdruck „Däschen“ oder „Täschen“ (Sedrun, Burglauenen), sowie die davon abgeleiteten Ausdrücke: „s Wildheu wird ahitäscht, de Täsch wird ägreiset“ (der Neuschleif wird angebahnt), „En ahit'täsched“ (eine Person, der ein solches Abenteuer Spass macht, nach Friedli).

In Lungern, sowie an anderen Orten in Unterwalden wird noch heute das Wildheu durch senkrecht den Wald

hinunterführende Schneisen herabgelassen. Früher besass jedes Dorf von seinem hauptsächlichen Wildheugebiet her einen solchen Heuschleif, der nur für das Heu, nicht aber für das Holz gebraucht werden durfte. Das Wildheu muss erst bündelweise zu einem solchen Heuschleif getragen oder geschleift werden. Dort werden drei solche in Blachen gebundene Bündel dachziegelig aneinander gestellt, mit Zweigen unterlegt und von einem Mann zutal gelenkt. Vom Ende des Schleifs werden die Bündel auf Schlitten zum Stall geführt. Von der Forstverwaltung werden heute aber überall Schlittwege erstellt, um diese Schädigung des Waldes zu vermeiden.

Auch in Safien wird ein Teil des Wildheus in Blachen geknüpft und beim ersten Neuschnee zutal gezogen.

Die Beschreibung eines solchen Heutransportes findet sich auch bei Arbos¹⁾:

„In Orelle (Maurienne) legen die Bergbauern die „trousses“ (längliche Heubündel) auf primitive Schlitten, die sie aus Zweigen herstellen. Bewaffnet mit einem beschlagenen Stock, welcher als Bremse dient, fahren sie die Waldschneisen hinunter, auf eine Art und Weise, zu der sie nur nach einem guten Trunk Schnaps fähig sind. Beginnt der Schnee unter ihnen wegzurutschen, so verlassen sie mit einem Seitensprung die Bahn, und das Heu beendet von selbst den Weg. Am Fusse des Berges holen Schlitten mit Mauleseln bespannt, die Heubündel ab.“.

Kasthofer beschreibt 1825²⁾ solche improvisierte Schlitten, „Däsch“, aus dem Berner Oberland:

Sie werden aus jungen, etwa 10 Fuss langen Fichtenstämmen gemacht, die nebeneinander gereiht und durch Querhölzer verbunden werden. Der Käse von der Alp oder auch das Wildheu kommt auf die Stämme zu liegen, deren Zweige auf dem Boden schleifen und durch ihren Widerstand das zu schnelle Gleiten vermeiden. Ein Mann stellt sich vor den „Däsch“ und leitet mit bewundernswürdiger Kraft und Gewandtheit die über den steilen Berghang ihm nachschiessende Ladung. Die Schlitten werden nicht wieder nach oben getragen, so müssen für jeden neuen Transport wieder Fichten gehauen werden. Kasthofer sagt, dass durch diese „Däsch“ viele Alpenwälder ruiniert worden seien.

¹⁾ Ph. ARBOS, *La Vie pastorale dans les Alpes françaises*. Grenoble 1922, S. 93 (übers.). — ²⁾ K. KASTHOFER, *Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig . . . Splügen*. Bern 1825, S. 121.

Friedli¹⁾ beschreibt aus Burglauenen die Unterlage dieser Heubündel, wie sie heute noch beim Heutransport über den hartgefrorenen Schnee gebraucht werden:

„Man legt als Träger der Last grosse Tannäste so übereinander, dass ihre „inhooli“ (konkave) Seite nach oben schaut, und verbindet sie, so nötig, mit Seilen unter sich. Ein hervorragender Ast oder ein an einem solchen befestigtes Seil dient zum Ziehen oder Hemmen der Last von der Stelle an, wo diese geschleift werden kann“.

Werden viele solcher Bündel aneinandergebunden, so spricht man in Grindelwald von einer „Hewzigi“. Alle Männer stellen sich vorne an den langen Zug, der wie eine riesige Schnecke den Hang hinunterkriecht, „ahischnäggged“.

Im Hochwinter: Wenn auf den Höhen meterweise Schnee liegt, der die kleinen Bäche, Felsen und Sträucher völlig zudeckt und eine ausgeglichene Rutschbahn für das Heu schafft, dann ist die eigentliche Zeit des Heuzugs²⁾ gekommen. Die Tage sind etwas länger, und im Januar ist bei guter Wetterlage die Lawinengefahr nicht sehr gross. Die Bergbauern sind in Bezug auf die Wetterlage viel vorsichtiger als die sporttreibenden Skifahrer, die sich sehr oft gedankenlos in Lebensgefahr begeben. Da diese Arbeit zur Selbstversorgung dient, technische Hilfsmittel und fremde Arbeitskräfte sich nicht bezahlt machen, so hat sich der Heuzug noch in altertümlichen Formen erhalten, an denen sich seit Jahrhunderten kaum etwas geändert hat.

Auch im Maderaner Tal wird das Heu im Januar zutal gebracht. Man wartet bis zu einem Zeitpunkt, wo sich ein grosser Schneefall „gesetzt“ hat, d. h. durch andauernden Frost muss sich die letzte Schneeschicht mit der darunterliegenden verbunden haben. So sind keine Schneerutsche zu erwarten, und der Bauer sinkt weniger tief ein als im neuen Schnee.

Hat sich der Bergbauer für einen Tag entschieden, so fragt er seine Nachbarn an, ob sie ihm helfen wollen, was diese auch sehr gerne tun: denn diese Hilfeleistung beruht auf Gegenseitigkeit. Jeder Gebirgsbauer weiss, dass er allein mit dieser Arbeit nicht fertig werden könnte. Gehört der Bauer

¹⁾ E. FRIEDLI, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. Band Grindelwald, Bern 1922, S. 288. — ²⁾ Ausdrücke für den Heuzug: „Hatzig“ (Tirol), „uf de Heuzug ga“, „z’Heu ga“ (Uri), „Heu go lange“, „Heu go reiche“ (Bern), „Trischtwälle hole“ (Haslital).

zu den Wohlhabenden, so dingt er ausserdem noch einige Taglöhner, denen er für die 14- bis 17-stündige strenge Arbeitszeit ausser der Verköstigung 2—3 Franken zahlt.

Etwa um 10 Uhr abends bricht man auf und folgt bei vollkommener Dunkelheit den von Haus zu Haus gestampften Wegen. Aber bald beginnt der Anstieg und damit das mühsame Schneestampfen in Einerkolonne, wobei der vorderste Mann, der die Hauptarbeit zu leisten hat, von Zeit zu Zeit abgelöst wird. Da leisten die Schneebrettchen, welche unter

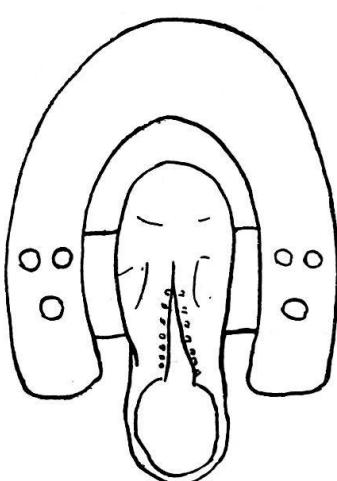


Abb. 22.
Schneereifen (Prättigau).

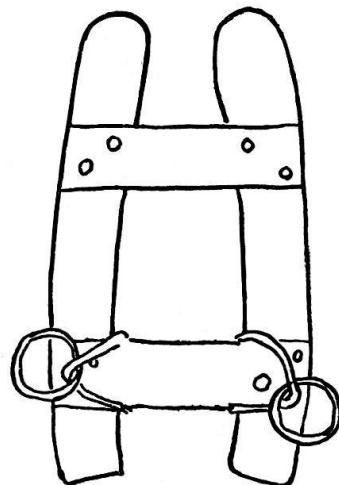


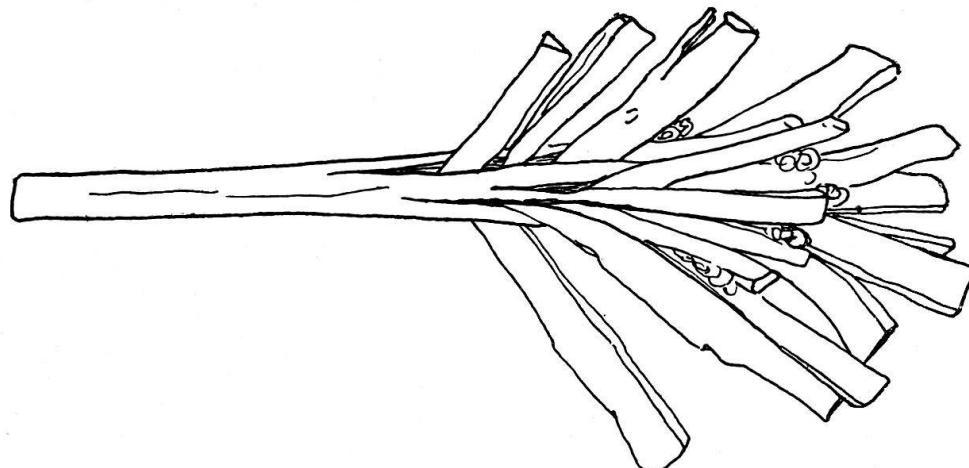
Abb. 23.
Schneebrettchen (Maderaner Tal).

die Schuhe geschnallt werden, gute Dienste, denn sie verhindern durch die Vergrösserung der Standfläche ein allzu tiefes Einsinken (Abb. 23). Die „Schneebrettli“ bestehen hauptsächlich aus zwei seitlichen, vorne aufgebogenen dünnen Bretteln, die durch zwei Querbrettchen verbunden sind, auf denen der Fuss steht. Lederschlaufen halten den Schuh darauf fest. Man kann sie ähnlich wie die Skier auf dem Schnee schleifen, was ein Vorteil gegenüber den z. B. im Prättigau üblichen Schneereifen ist (Abb. 22). Am steilen Hang oder auch zum Abwärtsgehen werden die Bretteln umgekehrt angeschnallt, so dass die aufgebogenen Spitzen nach hinten abwärts gerichtet sind und so das Gleiten verhindern. Diese Schneebrettchen werden von den Gemsjägern zur Winterszeit gerne getragen.

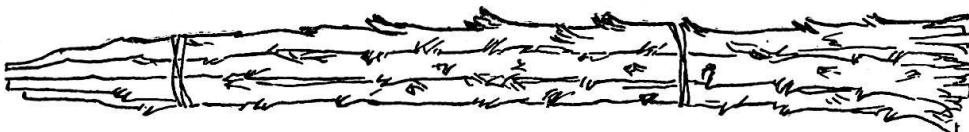
Da, wo es sehr dunkel ist, wird schon eine der Fackeln angezündet, die man mit sich trägt (Abb. 24). Diese sog. „Buchele“ sind zusammengefassste Bündel von 40 bis 50 bleistiftdicken Stäbchen aus Fichtenholz. Sie sind etwa 1 m lang und



Maderaner Tal.



Innerschweiz.



Meiental.

Abb. 24. Fackeln aus der Innerschweiz.

brennen 20 Minuten. Sie werden speziell für den Heuzug vom Bauern hergestellt, wenn er im Winter an den trostlosen Tagen, wenn der Schneesturm um die Hausecke pfeift, freiwillig nicht einen Schritt vor das Haus tut¹⁾.

So geht es langsam durch die kalte Nacht aufwärts. Dabei ist der Bauer froh, dass er seine alten, aus der selbstgesponnenen Wolle hergestellten Hosen aus dem lodenartigen „Home“ wieder zu Ehren gezogen hat, die aus der Alltags-

¹⁾ Eine von dieser Fackel abweichende Form wird im Meiental hergestellt: Fünf etwa 3 Finger dicke Fichtenholzstäbe sind zu einem Bündel gebunden und unten etwas verdünnt, damit man sie mit der Hand umfassen kann. Die Kanten dieser Stäbe sind durch mehrere Gruppen von Einkerbungen aufgelockert.

Eine dritte in der Schweiz noch gebrauchte Fackel besteht aus einem einzelnen armsdicken Ast, der bis über die Mitte in vier Teile aufgespalten ist. In die Spalten sind Scheite aus Föhrenholz, schräg nach oben auseinanderstehend, eingesteckt und dazwischen Hobelspane gelegt.

Für den Heuzug werden nie Fackeln von Föhrenholz (Kienfackeln) verwendet, da das herabtropfende, brennende Harz auf das Heu fallen könnte.

tracht durch leichtere und weniger steife Fabrikware verdrängt sind. Wickelgamaschen (Militär-Wadenbinden) vervollständigen die Beinkleidung¹⁾.

Schweigsam geht es fünf bis sechs Stunden aufwärts. Nur kleine Ruhepausen werden eingeschaltet, in denen man etwas Schnaps oder schwarzen Kaffee, vielleicht auch Brot und Speck zu sich nimmt. Dabei beobachtet man das Gelände, hält Ausschau nach den schon niedergegangenen Lawinen und prüft die Stellen, an denen Schneebretter niederzugehen pflegen, um danach die Abfahrt zu richten. Die Aufmerksamkeit gilt auch der Witterung. Ein rasches Ansteigen der Temperatur, ein plötzlicher Windstoss aus dem Westen („wenn si der Wind ilot“) wird die Männer trotz des nahen Ziels zur sofortigen Umkehr bewegen. Die alle paar Jahre vorkommenden Lawinenunglücke sind ihnen eben eine Mahnung, so dass sie in ungünstigen Jahren vielleicht mehrere Male zu einem Aufstieg ansetzen.

An der Triste angekommen, wird diese im Schein der Fackel aus dem metertiefen Schnee ausgegraben. Man benützt dazu eine breite Hacke, die „Schneehau“²⁾, von der man ein bis zwei Stück mitgeführt hat. Neben der Triste wird ein Platz durch Stampfen und Schaufeln geebnet, auf dem dann die Bündel gebunden werden.

Bevor die eigentliche Arbeit beginnt, bevor also das Heu in Angriff genommen wird, knien die Männer nieder und beten drei Vaterunser oder drei gleichwertige Gebete, die einer laut vorspricht³⁾. Dann setzen sich alle zu einem Imbiss nieder.

Nun beginnt im Fackelschein das Zerschneiden der Triste und das Abbinden der Heubündel, was die Leute „Trischte abfasse“ nennen (Abb. 25 a). Aus dem grossen birnförmigen Haufen müssen feste kubische Heubündel gebildet werden. Zum Zerteilen der Triste bedient man sich eines

¹⁾ Die in den anderen Alpentälern zu winterlichen Arbeiten getragenen „Finken“ sind hier unbekannt. Diese sind entweder lange, steife Röhren aus Filz, die bis übers Knie hinaufreichen, oder kürzere Gamaschen aus derbem, selbstverfertigtem Halbleinen. — ²⁾ Die Maasse der „Schneehau“: Blatt 25×30 cm, Stiel 1 m lang. — ³⁾ Das Gebet vor dem Anschneiden der Triste ist ausser in Uri nur noch im Muotatal, im Haslital und in Gadmen üblich. In diesen drei Gebieten ist diese Sitte im Verschwinden, auch in Uri nehmen die jungen Burschen an der Zeremonie nicht mehr teil, sondern stehen beiseite. Der Brauch, vor dem Beginn einer Arbeitsfolge zu beten, wird im Maderaner Tal auch beim Holzführen und beim Wechsel der Alpstaffel durchgeführt.

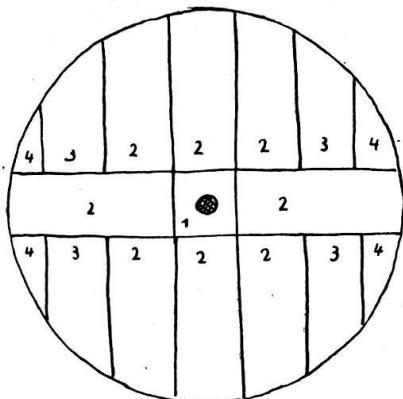
Schroteisens, des „Heumessers“, das etwas kleiner ist als das im Stalle verwendete. Durch zwei senkrechte Schnitte im Abstand von 70 cm links und rechts am Tristbaum vorbei wird die Triste in drei Blöcke geteilt. Senkrecht dazu werden zwei entsprechende Schnitte geführt, so dass um den Tristbaum herum eine vierseitig geschnittene Säule von 70 cm Seitenlänge der Grundfläche steht. Dieses ist der sog. „Späck“, während die vier gegen die Mitte zulaufenden Streifen als „ganzi Lätz“ bezeichnet werden. Aus den vier Eckstücken werden noch einmal vier Streifen in derselben Breite durch senkrechte Schnitte herausgeschrotet. Diese nennt man ebenfalls „ganzi Lätz“, da sie beinahe so gross sind wie die Mittelstreifen. Aus den übrig gebliebenen Eckstücken werden noch einmal vier Streifen von 70 cm Breite abgetrennt, die jedoch wesentlich kürzer ausfallen und „halbi Lätz“ heißen. Es bleiben die vier Eckstücke, die „Fogel“ oder „Fegel“. Gut gestaltete Teilstücke gibt es nur aus dem unteren Teil der Triste; das was von der Spitze und von der Oberfläche abfällt, wird als sog. „Abfallheu“ auf die Seite gelegt.

Auf dem gestampften Arbeitsplatz werden nun die beiden Heuseile so ausgelegt, wie das auch im Sommer üblich ist. (Siehe Abb. 13). Es sind aber längere und stärkere Seile oder „Trätschen“ (sieben Klafter, d. i. $7 \times 1,8 \text{ m} = 12,6 \text{ m}$), wie sie auch zum Holzführen gebraucht werden. Auf die Seilfigur kommt als Grundfläche der Burdene ein „ganze Lätz“ oder kurz „e Ganzes“, die geschrotete Seite nach hinten (Abb. 25 b). Auf das hintere Ende legt man den „Späck“ und von vorne her wird ein „halbe Lätz“ darauf gelegt. Der Zwischenraum wird mit „Abfallheu“ ausgeglichen. Die dritte Schicht besteht vorne aus einem „Fogel“ und gut zusammenhängendem „Abfallheu“, z. B. das über das Bündel hinausragende Heu eines „ganzen Lätz“. Dieses wird von hinten nach vorne um den „Späck“ herumgeschlagen und dadurch dieser fest mit dem Bündel verbunden, damit er durch die Belastung der daraufliegenden Schichten nicht herausgequetscht wird. Dieses Heu nennt man den „Späckbinder“. Die vierte Schicht entspricht der zweiten, mit einem „Fogel“ an der hinteren Kante. Abgeschlossen wird die „Burdene“ mit einem „ganzen Lätz“.

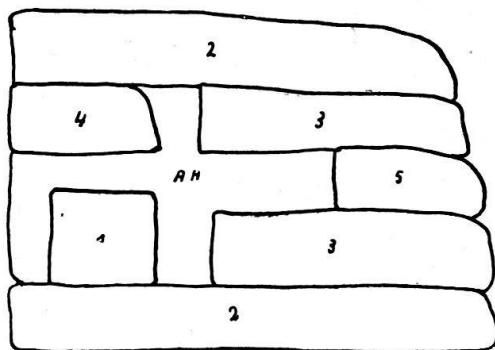
Ein solcher kompakter Heuklotz besteht also aus fünf Schichten von 15 bis 20 cm Höhe, ist also 70—90 cm hoch,

70—75 cm breit und 1,2 m lang. Am hinteren Ende ist die „Burdene“ höher und schwerer. Die geschrotenen Flächen schauen womöglich nach hinten. Aus einer Triste werden zwei Burdenen abgebunden, wobei eine solche Heulast 3 bis 6 Ztr. je nach der Grösse der Triste wiegt.

Ist eine Triste „abgefasst“, so nimmt man eine neue in Angriff, wenn man nicht schon von Anfang an an mehreren



a)
Triste von oben.



b)
Heuburde von der rechten Seite.

Abb. 25. Zerschneiden der Triste und Aufbau der Heuburde im Maderanertal (Uri).

Teilstücke: 1. „Späck“. 2. „ganze Lätz“ oder „e Ganzes“. 3. „halbe Lätz“.
4. „Fegel“. 5. A. H. Abfallheu „Späckbinder“.

zugleich gearbeitet hat. Je nach der Anzahl der Arbeiter wird Heu zugerichtet. Man rechnet, dass 5 Männer etwa 3 Tristen bewältigen können.

Unterdessen ist die Dämmerung hereingebrochen, und sobald man gute Sicht hat, wird mit der Abfahrt begonnen. Bequem ist es, wenn die Tristen schon in der Nähe eines Steilhangs aufgebaut wurden, wo man durch eine „Risi“ abfahren kann; aber meistens müssen sie erst von Hand über eine Talterrasse zu einer solchen Stelle gezogen werden, was bei einer Entfernung von mehreren Kilometern ein grosses Stück Arbeit bedeutet. Die Menschen und die Bündel sinken dabei tief ein, man stellt daher zuerst ein leichteres Bündel her, mit dem man den Weg anbahnt.

Auf dem Steilhang geht es wesentlich leichter. Wenn man mittels eines leichteren, von Hand heruntergezogenen Bündels und auch mit Hilfe der „Schneehaui“ eine Schleifbahn geschaffen hat, kann man 2 bis 4 Burdenen zusammenhängen.

Ein Mann stellt sich davor, und nachdem er den Zug in Bewegung gesetzt hat, gleitet das Heu von selbst hinab, indem der Mann durch Anstemmen der Füsse lenkt.

Das meiste Wildheu im Maderaner Tal kommt aus dem Gebiet des Talhintergrundes, wo hohe Felshänge überwunden werden müssen. Man seilt dort das Heu ab mittels eines etwa 150 m langen Seiles, des sog. „Seiliseils“. Es gibt im Tal nur 2 solche langen Seile. Es sind Schiffstaue, die aus Genua bezogen werden müssen. Ihr Besitzer ist der „Seilimā“, der bei jedem Heuzug dabei ist. Er erhält ausser dem üblichen Taglohn (2 bis 3 Franken) für jede Burdene, die „z’Bode“ gebracht wurde, noch 30 Rappen als „Seililohn“. Im Hintergrund des Maderaner Tales, wo der mächtige Hüfigletscher das Tal sperrt, hat ein jäher mit Felsbändern durchzogener Abhang die Bezeichnung „auf der Seile“, was an diese Tätigkeit erinnert.

Das Abseilen ist die schwierigste und gefährlichste Arbeit des Heuzugs, so dass auch das Herabnehmen des Heus als „Heuseile“ schlechthin bezeichnet wird. Am oberen Rande des Absturzes werden zwei Burdenen hintereinander an das „Seiliseil“ gebunden und von mehreren Männern abgeseilt, bis sie auf eine etwas ebener Stelle gelangen. Dort werden sie von einem Manne entgegengenommen, der durch einen Umweg an diese Stelle geklettert ist. Von da aus geht es über den nächsten Fluhsatz hinab. Meistens überwindet man den Steilhang in zweimaligem Abseilen; es gibt aber im Maderaner Tal Stellen, wo man bis sechs Mal absetzen muss.

Ist man im Talgrund, „z’Bode“, angelangt, so ist es schon Nachmittag, und die Sonne strahlt heiß und blendend. Das Heu wird auf bereitgestellte Holzschlitten geladen, von Hand heimgeschafft oder von einem Kühlein gezogen.

Nach diesen 14 bis 17 Stunden beinahe ununterbrochener Arbeit an der rauen Winterluft ist man gehörig müde, aber nichtsdestoweniger guter Dinge; denn nun folgt ein kleines Fest im Hause des anführenden Bauern. Alle Helfer werden „kostiert“, d. h. man bietet ihnen eine reiche Mahlzeit, auf die sich alle freuen; seit dem Fortgang am Abend vorher hat man ja nur von mitgenommenem Proviant gelebt. Der grösste Hunger wird mit einer kräftigen Fleischspeise und Kartoffeln oder Speck und Brot gestillt, wozu der unvermeidliche Kaffee getrunken wird. Dann aber wird das traditionelle Haupt-

gericht, die „Baschtēte“¹⁾, herumgereicht. Es ist dies ein Gebäck, das nur beim Heuzug und an hohen Festtagen auf den Tisch des Urner Bauern kommt. Vor dem Aufbruch wird geschlagener Rahm und Kirsch geboten. Das ist wahrlich ein Festessen für den Maderaner Bergbauern, der als tägliche Kost in der Hauptsache nur an Kartoffeln und Kaffee gewöhnt ist²⁾.

Nicht immer gelingt es, alles zugerüstete Heu in einem Tag nach Hause zu bringen, man ist aber bemüht, wenigstens alles über die Felshänge abzuseilen, so dass der Bauer in den nachfolgenden Tagen allein noch den Rest des Weges schaffen kann. Er muss am nächsten Tag „Heu nachetue“. Nimmt der obere Teil des Weges viel Zeit in Anspruch, so wird die Mannschaft wenigstens mit einem Bündel eine „Risi“ anbahnen, so dass der Bauer am nächsten Tag mit einem oder zwei Taglöhnnern den Rest bewältigen kann.

Im übrigen Kanton Uri gestaltet sich die Arbeit des Heuzugs ähnlich wie im Maderanertal, ohne dass aber das Abseilen nötig wird. In Wassen werden auch „Astschleifen“ gebraucht.

Im Goms geht am Vortag des Heuzugs der Bauer nur mit einem Gehilfen zur Vorbereitung hinauf. Die Ausführung des heimatlichen Heuzugs Oberwald beschreibt mir (schriftlich) der Grenzwächter Johann Jost in Splügen, was ich hier auszugsweise wiedergeben will (Abb. 26):

„Man soll nicht etwa denken, am ersten besten Tage im Januar oder Februar könne der Bergler sein Wildheu holen, das wäre weit gefehlt. Hat es nun zur selben Zeit genügend Schnee vorhanden, so muss der Bergler erst ein paar schöne Tage abwarten und beobachten — was er meistens vom Tale aus kann — ob in der Nähe seines Tristtales und der Umgebung der Transportschleife auch alle Lawinen herunter sind. Ist dies der Fall, so geht er mit seinem Gehilfen an einem

¹⁾ Dieses Gebäck ist als Urner Pastete bekannt. Auf ein Backblech kommt eine Schicht eines feinen Blätterteiges. Darauf werden Weinbeeren, Rosinen, Nüsse, dazu eventuell gedörrtes Obst, alles mit Zucker und Zimt bestreut, einige Zentimeter hoch aufgeschichtet, und dieses wiederum mit ausgewaltem Blätterteig bedeckt. Die im Ofen gebackene Pastete wird in Riemen geschnitten und so serviert. Überall da, wo heute eine Bäckerei ist, wird das Gebäck von dort bezogen (wie im Maderanertal). Im abgelegenen Meiental wird sie noch in ihrer alten Form von der Bauersfrau selbst im Ofen gebacken. — ²⁾ Dieses Festessen nach dem Heuzug ist auch aus dem Tirol als „Hatzmahl“ bekannt.

Dass der Heuzug als Fest für alle Beteiligten empfunden wird, ist auch vom Lötschberg durch Stebler bestätigt.

schönen Tage morgens früh zu seinem Tristtal, um den Schnee wegzuräumen und den Weg zu bahnen. Diese Arbeit ist oft mit grossen „Strapazen“ verbunden, wie man es nennt, und manchmal sinkt man bis in die Knie tief in den weichen Schnee ein und hat meistens eine Wegstrecke von 3 bis 4 Stunden zu machen.

Am folgenden Tag nimmt er 8 bis 10 Mann, so nun der eigentliche Wildheuzug beginnt. Mit Schlitten und für diesen Zweck etwa hergerichteten Seilen gehen sie schon morgens früh vor Tagesanbruch, um rechtzeitig wieder retour zu sein, da am Nachmittag die Lawinengefahr grösser ist. Am Tristtal angelangt, wird nun das Heu in die mitgenommenen Heuseile gefasst; so ein Bündel wiegt meistens 70 bis 100 kg und wird Rahmeten genannt. Ein Tristtal von mittlerer Grösse hat so 25 bis 40 solche Rahmeten. Ist nun alles Heu in selbe Heuseile gefasst, so beginnt das Abfahren. Ein jeder nimmt ein bis drei Stück, und es fahren alle schön hintereinander. Solange es ziemlich steil abwärts geht, zieht man es „auf der Sohle“, wie man es ausdrückt; da wird unter die Rahmeten einfach nur Stroh gelegt, um das Heu vor Nässe und Abfegen zu schützen. Sobald es weniger steil ist, wird das Heu auf Schlitten geladen, und zwar nur ein Stück, was zur Folge hat, dass von hier aus bis zur Scheune des Wildheubesitzers jeder Mann 2 bis 3 mal den Weg machen muss.

Wie die Bergler in ihrer harten Existenz zusammenhalten müssen, dafür sei hier ein Beispiel von Nächstenliebe angeführt, das immer so bleiben möge! Alle Gehilfen zum Heuzug, die der Wildheubesitzer hierzu benötigt, erhalten keine Entschädigung (Lohn) hiefür, ausser der Verpflegung für diesen Tag, die aber der Betreffende gerne verabreicht. Meistens sind es alles junge Männer und Jünglinge, die mit Freude diese Arbeit um Gotteslohn machen, trotzdem schon mancher sein junges Leben hiebei lassen musste. Aber ohne Wildheu kann der Gebirgs-Kleinbauer nicht existieren, um seine paar Ziegen und Kühlein den langen Winter durchzubringen.“

Gerade dieser letzte Passus, der die gegenseitige Hülfeleistung hervorhebt, zeigt, wie selbstverständlich diese ausgeübt wird. Auf einer solchen ethischen Einstellung beruht ja die ganze Organisation der alpinen Genossame, und dass diese in dem Ursprungsgebiet der kolonisierenden Walser so stark ausgeprägt ist, kann uns nicht verwundern.

In Hiltersboden bei Adelboden (Bern) gehen 10 bis 20 Männer zusammen und schaufeln gemeinsam den Weg aus. Aus dem Heu, das man aus den „Heufinnel“ von Hand abnimmt oder aus dem Heustock schneidet, werden mit Hilfe des „Sieltuechs“ (Heunetz) wie im Sommer die sog. „Tuechete“



Abb. 26. Winterlicher Wildheuzug im Goms, Wallis. Photo Grenzwächter Jost, Oberwald.

gebunden. Auf dem Boden wird Tannenreisig („Chrisäsch“) ausgebreitet, vorne eine Tuechete daraufgestellt und drei bis vier weitere Bündel darangelehnt, so dass sie dachziegelartig zusammenstehen. Alles wird mit dem „Langseil“ zusammengebunden und die Fuhere von zwei Männern gezogen oder geschoben („Heu abeschiebe“, „Heu hole“).

Auf dem Talboden kommen die Frauen mit Hornschlitten entgegen. Drei „Tuechete“ werden auf einen solchen geladen. Dabei wird die Frau scherweise „s Fürguschi“ genannt, da man anderenorts ein Rind („Guschi“) vor den Schlitten spannt. Die Frau zieht mit einem Seil den Schlitten, während der Mann, zwischen den Hörnern stehend, die Fuhere leitet und mitzieht.

Am Gielsen, einem bestimmten Heuberg, sagt man „ga go gielse“ für den Heuzug. Zehn bis zwanzig Mann gehen zusammen, den Weg auszuschaufeln, „de Wäg go schöne“. Immer drei Tuechete werden auf einen Hornschlitten, „Schnarpe“, geladen und, indem ein Mann sich zwischen die aufwärts gebogenen Kufen stellt, gleitet die Fuhere, von diesem gelenkt und gebremst, bergabwärts.

In Kandersteg wird aus dem Gebiet des Öschinensees ein Teil des Wildheus schon im Sommer mit der schon genannten Drahtseilschleife zu Tal gelassen. Der grössere Teil

wird aber im Winter auf dem Schnee transportiert. Aus Tristen und dem Heustock der Hütten wird das Heu mit Hilfe eines Schroteisens, dem „Bletschi“, geschnitten, so dass eine „Tuechete“ möglichst aus einem Stück besteht. Über den gefrorenen Öschinensee wird das Heu auf Hornschlitten geführt, auf denen vier bis sechs „Tuechete“, immer zwei aufeinanderliegend, geladen sind.

In Zweisimmen (Simmental) brechen die Männer schon am Morgen um 3 oder 4 Uhr auf, „Heu go bärge“. Sie haben 3 bis 4 Stunden im hohen Schnee zu waten, bis sie die Heuplätze erreichen. An den Beinen tragen sie die im Berner Gebiet verbreiteten Leinengamaschen, „Finke“. Diese werden jedoch von den im Militär gebräuchlichen Wadenbinden und von Ledergamaschen verdrängt.

Das Heu wird in grosse Heunetze gepackt, die grösser sind als die im Sommer verwendeten. Eine „Grosstuechete“ fasst zwei- bis dreimal mehr Heu als eine „Tuechete“. Zwei solcher Bündel werden auf einen Schlitten geladen, so dass das hintere überhängend den Boden streift. Darunter werden zur Schonung Tannäste gebunden. Ist keine Bremswirkung mehr erwünscht, so wird durch Anziehen des Lenkseiles das schleifende Bündel wieder hochgebunden.

Aus dem Gental wird das Heu schon anfangs Dezember herabgeholt, da die Gegend lawinengefährlich ist.

In Gadmen (Gadmental) gehen alle Männer zusammen, die ihre Tristen nahe beieinander haben. Diese Gruppe von 10 bis 16 Männern ist sich gegenseitig behilflich.

In Guttannen (Haslital) wird im Januar bei lawinensicherem Schnee der Weg zu den Heutristen mit Gletscherpickeln gebahnt. Wo kein Schlittweg zu den Wildheulagerplätzen führt, wird das Heu in „Blechi“ (Heutücher) eingepackt, diese auf eine Unterlage von Tannenreisig („Grutz“) gelegt und so bis zum Schlittweg hinuntergeschleift. Über steile Felshänge werden die Heubündel, ähnlich wie im Maderanertal, an langen Heuseilen herabgelassen („über d'Gfelli üslä“).

In Gimmelwald (Lauterbrunnental) wird schon im Sommer jeden Abend ein Bündel vom Heuer mit nach Hause genommen. Das übrige wird im Winter mit Schlitten abgeholt. Von der Mürrenalp aus führt ein Drahtseil hinunter.

Am Hasliberg wird das Wildheu dort, wo keine Schlittwege vorhanden sind, schon im Dezember bei wenig

Schnee über die Wiesen hinuntergeschlittet. Die Schlittwege werden im Januar ausgeschaufelt und jedermann geht allein das Wildheu holen. Die Männer tragen zu dieser Arbeit die halbleinenen „Finken“.

Im Kanton Glarus werden im Winter die Schlittwege benutzt, die überall da angelegt sind, wo sich grosse zusammenhängende Wildheuerareale befinden. Die Burschen tragen die Schlitten zu den Heuhüttchen hinauf, binden das Wildheu in die Heunetze und fahren sie auf den Schlitten zu Tal. Ist die Bahn gut, so setzt sich der Führer auf den Schlitten.

Mühsamer gestaltet sich der Transport von den abgelegenen Wildheuplätzen herab, auf denen das Heu aufgetristet ist. Von Hand werden die sog. „Wellene“ abgenommen und in die Heutücher gebunden. Zwei solcher „Pinggele“ werden hintereinandergestellt und zu Tal geschleift. Über steile Felshänge wird jedes Bündel einzeln mittels zusammengebundener Heuseile abgeseilt. Nach Heer und Blumer werden solche „Pinggel“ auch über die Felswände hinabgeworfen, was ich jedoch nirgends bestätigt fand. Auf dem Talboden benutzt man bespannte Schlitten.

In Elm wird das Wildheu schon beim ersten Schnee geholt¹⁾ („Heu go reiche“). Zwei Bündel werden als „Fuegge“ (Fuhre) hintereinandergebunden und zu Tal geschleift.

Im Kanton Graubünden spielt das Wildheu an den meisten Orten noch eine grosse Rolle, nicht nur im Haushalt des armen Kleinbauern. Der winterliche Heuzug ist in vielen Dörfern eine frohe Angelegenheit, bei der jedermann mitmacht.

C. Schröter²⁾ gibt uns eine Beschreibung des Transportes im St. Antöniertal, wie er vor 40 Jahren ausgeführt wurde:

„Morgens stapft man mühsam durch den Schnee zu den Bargenten hinauf. Oben geht es dann zu der Herstellung der sog. „Heuburdenen“. Es wird ein Platz vor der Barge geebnet und auf demselben das „Burdiseil“ im Zickzack auf den Boden gelegt. Vorne wird es am „Spore“ befestigt, in den Winkeln hängen die „Seele“ (Holzringe), das freie Ende wird als „Falz“ seitwärts zusammengerollt.

Dann wird ein zweites Seil, das „Zugseil“, quer über den Zickzack gelegt und nun auf die gekreuzten Seile das Heu gepackt (ca. 4 Ztr.), so dass die Schlangen beiderseits hervorschauen. Dann wird der „Falz“ querüber eingesponnen,

¹⁾ D. HEER und J. BLUMER: Der Kanton Glarus. St. Gallen und Bern 1846. —

²⁾ C. SCHRÖTER: Das Antöniertal. Landwirtschaftliches Jahrbuch der Schweiz. IX. Band, Zürich 1895, S. 176.

das Seil wird zuletzt „mit dem Spore verschlage“. Dann wird das „Burdiseil“ über die „Burdi“ gespannt und mit der „Seele“ (Stückholz) ebenfalls verschlagen. Zuletzt wird mit dem „Strotrechen“ die „Burdi“ abgekämmt. Sie hat dann die Form eines Parallelepipedes.

Mehrere „Burdi“ werden aneinandergehängt und über den Schnee herabgezogen. Manchmal werden Zweige von Alpenerle daruntergelegt. Wenn die Bahn gut ist, hängt sich einer an die letzte „Burdi“ an, hält sich mit den Händen am Seil fest, und in sausender Fahrt geht es dem Tale zu. Im Tal wird das Heu auf Schlitten gezogen und ein Zug von etwa sechs Schlitten von einem Pferd zum Stalle gezogen.“

Nach eigenen Erkundigungen wird heute der Transport noch genau so ausgeführt. Als Ergänzung dazu aus Partnun: Das Herunterschaffen der grossen Mengen von Heu, das auf den Wildheumädern gewonnen wurde, nimmt einen Teil des Winters in Anspruch. Man beginnt schon im Dezember, sobald eine gute Schneeschicht das Herabschleifen auf den Wiesen ohne deren Beschädigung erlaubt. Bei sicherer Wetterlage geht man schon des Nachts im Schein einer Stallaterne hinauf und folgt dabei dem Weg, der durch den mehrmaligen Gebrauch zur Schneestiege geworden ist. Bei Neuschnee benutzt man Schneereifen. Es sind dies hufeisenförmig gebogene Brettchen, die hinten durch ein Querbrettchen abgeschlossen sind (ähnlich Abb. 22). Ein zweites Querbrettchen findet sich gleich hinter der Biegung. Das hintere Querbrettchen kommt vor den Absatz des Schuhs zu liegen, so dass hauptsächlich der vordere Teil des Fusses unterstützt ist.

Der vor der Barge festgestampfte Arbeitsplatz von ca. 10 qm Grösse heisst „Bête“. Das Zugseil ist 28 m lang, dessen Enden werden seitlich am „Burdiseil“ befestigt und diese Schlaufen beim Ziehen über die Schulter genommen. Der Schleifweg führt über die den Berg senkrecht heraufführende Fusspur hinunter. Ist der Schleif gut, so bindet man zwei Burdenen zu einem „Pätsch“ zusammen, der dann den Weg von selbst zu Tal findet.

Die am Ende des Schleifweges bereitstehenden Hornschlitten werden „Grantschlitten“ genannt („Grant“ = Hörner).

In Ascharina, im selben Tal gelegen, legt man zur Abfahrt die „Burdi“ auf zwei vorne aufgebogene Bretter, die „Pfärle“, die wie kurze breite Skier aussehen. Auf ihrer Oberseite stehen zwei Pflöcke, die „Pfölfe“, die sich in die daraufliegende

Abb. 27. Abtransport im Winter in Splügen, Hinterrheintal. Aufschichten vor der Hütte.



Photo Engi, Splügen.

Heulast eingraben, so dass diese nicht wegrutschen kann. Im Hintergrund des Ascharinats werden die Pfärle nicht benutzt.

Trotzdem die Taldörfer des unteren Prättigaus durch Strasse und Eisenbahn mit der Aussenwelt verbunden sind, wird noch eine grosse Menge Wildheu jährlich von den hochgelegenen Mädern herabgeschafft. Wo keine Schlittwege hinaufführen, werden die Heulisten, dort „Handburdenen“ genannt, mit dem langen starken „Holzseil“ („Trätsche“ für die Holzfuhrten gebraucht) zu Reihen von vier bis acht hintereinandergebunden. Ein solcher Zug heisst „Pätsch“. Jede dieser Heulisten wird von einem Mann von hinten her auf die Gleitbahn geschoben, bis der „Pätsch“ allein läuft; dann springt man auf, und fröhlich wird abgefahrene. Schneereifen sind heute noch zu dieser Arbeit gebräuchlich, trotzdem die Ski populär sind, aber zu solchen Arbeiten nicht gebraucht werden können.

In Splügen (Hinterrheintal) bildet das Wildheu einen wesentlichen Bestandteil des Winterfutters (Abb. 27, 28, 29). Sobald eine solide Schneeschicht von etwa $\frac{1}{2}$ Meter vorhanden ist, wird mit der Arbeit des Heuziehens begonnen. Der Bauer verlässt mit seinem Gehilfen schon bei Nacht das Tal, wobei

sie auf jede Beleuchtung verzichten. Dies wäre „verstigeli“ (im Weg); denn man hat ausser den Heuseilen noch Bretterkufen mitzuschleppen. Früher waren zu solchen winterlichen Arbeiten die „Schneestiefel“ üblich, Schuhe mit hohen Lederschäften, die bis über das Knie hinaufreichten. Heute trägt man gewöhnliches Schuhwerk, unter das man bei eisigem Schnee die sog. „Gräppli“ (Steigeisen) schnallt.

Mittels des Schroteisens werden aus dem Heustock der Hütte Lagen in der Grösse der Grundfläche eines Heuballens („Plätsche“) herausgeschrotet, die dann sorgfältig mit Hilfe von zwei Stöcken von zwei Männern herausgeschoben und auf die bereitgelegte Seilfigur (wie im Sommer) aufgeschichtet werden. Als Grundfläche kommen drei von vorne nach hinten gelegte „Wüsch“ aus dem Abfallheu. Der Rest desselben wird zwischen die „Plätsche“ verteilt. Eine solche Heulast, „Siel“, ist 1 m breit, 1,5 m lang und 1,5 m hoch und wiegt 3 bis $3\frac{1}{2}$ Ztr. Sie wird von einem Mann bis zum Steilhang gezogen, indem er auf jeder Seite der Grundfläche eine Bretterkufe („Heuchueche“) unterlegt. Diese ist ein 20 cm breites, vorne aufgewölbtes Brett, das aus einem krummen Stamm herausgesägt wurde. Auf dem Steilhang wird die „Chueche“ (Kufe) entfernt und zwei Bündel aneinandergehängt („Siel ähänke“) oder aneinandergelehnt („Siel üfhänke“) und von einem davorstehenden Manne zu Tal gestemmt. Geht es durch eine Waldschneise oder über einen sehr steilen Hang abwärts, so werden „Heuchueche mit Rossise“ (Heukufen mit Hufnägeln beschlagen) unterlegt, oder gar der „Krätzer“ verwendet, das ist ein Brett so gross wie die Grundfläche der Heulast, mit Rossnägeln beschlagen.

Ähnlich gestaltet sich die Arbeit des Heuziehens im Avers. J. R. Stoffel, der als Grenzwächter jahrzehntelang im Avers gelebt und mit viel Sinn für das Volkskundliche ein Heimatbuch über diese Gegend verfasst hat¹⁾, beschreibt die Arbeit des winterlichen Heuziehens folgendermassen:

„Eine wichtige Arbeit im Avers ist immer das Heuziehen ab den Bergen. Avers hat viele Bergwiesen, die nur alle zwei Jahre geheuet werden. Dort oben befinden sich die aus Holz gezimmerten und mit schweren Steinplatten bedeckten „Berggädemli“. In diese wird im Sommer das feinwürzige Bergheu eingelegt und im Winter beim Schnee geholt. In der Regel helfen sich die Nachbarn gegenseitig. Am Vortag wird der Heuzug vorbereitet. Man macht den Schleif hinauf

¹⁾ J. R. STOFFEL: Das Hochtal Avers, Graubünden. Zofingen 1938, S. 188.

Abb. 28. Abtransport im Winter in Splügen, Hinterrheintal. Die Bündel werden zur Abfahrt bereitgestellt.

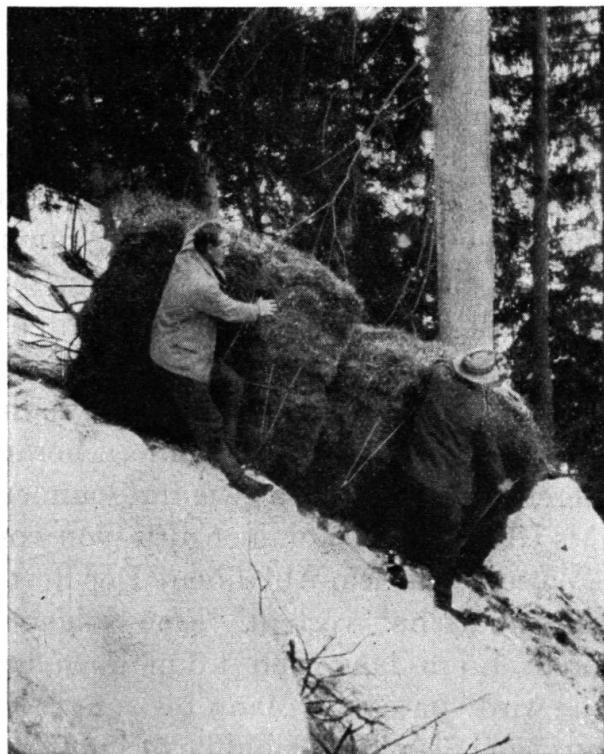


Photo Engi, Splügen.

Abb. 29. Abtransport im Winter in Splügen, Hinterrheintal. Auf dem Talboden werden die Bündel auf einem Schlitten transportiert.

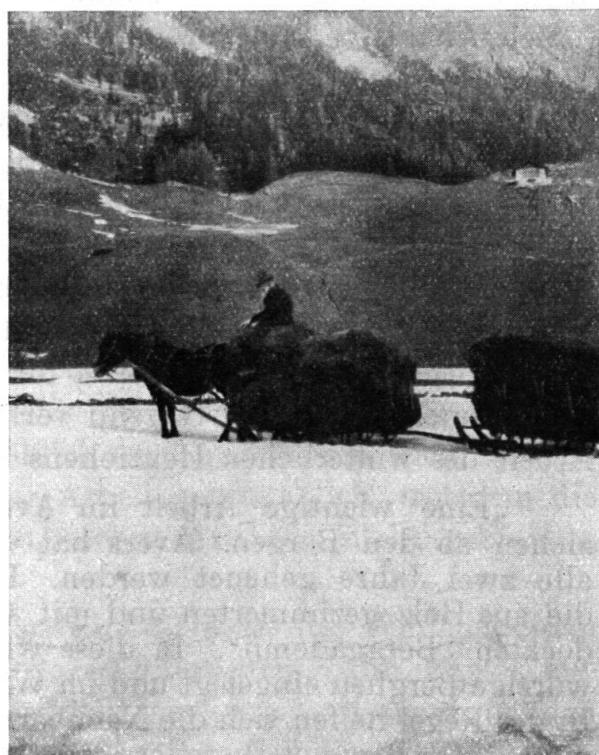


Photo Engi, Splügen.

bis zum „Gädemli“, schaufelt dort das „Fassbett“ (ebener Platz zum Fassen des Heus), fasst ein leichtes „Pünggelti“ ein und zieht es den Schleif herunter. Am folgenden Tag kommen die Nachbarn, ihrer drei, vier oder je nach Umständen auch mehr, um zu helfen. Jeder nimmt einige „Burdena“ Seil auf den Rücken, und dann geht es den Berg hinan. „Pünggel“ um „Pünggel“ wird gefasst und in den Schleif gestellt, bis das „Gädemli“ leer ist. Dann wird „ds Maränd“ gegessen. Birnbrot (nach Weihnachten), Speck, Käse und alter Geissziger.

Hierauf nimmt jeder einen „Pünggel“ an den Strick und zieht ihn ein Stück weit den Schleif hinunter; dann holt man die andern, und an gefährlichen Stellen hilft man einander. So gelangt man stufenweise immer tiefer, und am Abend ist das Heu im Tal.

Besonders gefährlich ist der Heuzug in den steilen, felsigen Campsuter Bergen. Wenn die Fuhrleute oder die Händler aus Andeer oder Thusis sich zufälligerweise in Campsut befanden, während wir am Heuzug droben arbeiteten, so entsetzten sie sich und glaubten, jeden Augenblick müssten nicht nur die schweren „Heupünggel“, sondern mit diesen auch die Männer über die Felswände stürzen. Nichts von alledem trat ein. Mir ist aus langer Zeit ein einziger Fall bekannt, wo einem landsfremden Knecht zufolge einer kleinen Unvorsichtigkeit hoch in den Campsuter Bergen droben ein „Pünggel ertrolete“. Mit knapper Not konnte er noch den Strick von den Schultern streifen, sonst wäre es um ihn geschehen gewesen. In gewaltigen Sätzen nahm der Pünggel den Weg durch die steilen Hänge und über die Felswände hinunter. Das Heu stob nach allen Seiten und zeichnete einen braunen Strich auf dem Schnee. Am Fusse des Abhangs konnte das leere Seil geholt werden. Dieser Fall mahnte wieder zur Vorsicht.“

Ganz besonders schwierig und gefährvoll gestaltet sich der Heimtransport des Wildheus zum Dorfe Raveisch im Samnaun (Seitental des Engadin¹⁾). Das Wildheugebiet dieses Dorfes liegt auf einer Höhe von 2500 bis 3000 m. Als besondere Schwierigkeit ist eine Felspartie zu überwinden, über welche im Winter eine grosse Eiskaskade hinunterhängt, ein gefrorener Wasserfall. Dieses Stück wird durch den mühsamen Bau eines Weges aus Eis- und Schneebrei möglich. Das dazu nötige Wasser wird durch eine bereitliegende Holzrinne, die man durch das Eis hindurch bis auf das Wasser stösst, zu der Stelle des Weges geleitet. Das Wasser wird von einem Mann mit einem Eimerchen aufgefangen und seinem tieferstehenden

¹⁾ Nach einer Bilderserie und einem Bericht von M. SEIDEL in Schweizer Ill. Zeitung 1938, Nr. 10.

Helper auf die Schaufel gegossen. Aus dem entstandenen Schneebrei wird der Weg gebaut, der sofort zu einer Eisbahn gefriert. Die Männer arbeiten an der Wand mit Steigeisen an den Füßen und sind angeseilt. Der Weg bekommt die Form einer Bobbahn, durch die der Heutransport mit grosser Geschwindigkeit gleitet.

Mit 280 kg Last im Rücken saust der Mann haarscharf um die Kurve über diese Eisbrücke am vereisten Wasserfall. Rechts stürzt die Felswand jäh ab und eine einzige nicht richtig errechnete Bewegung, ein Nachgeben der Glieder wäre der sichere Tod. Am Ende der Wasserfallstrecke geht es weiter anhaltend steil über z. T. vereiste Hänge hinunter. Hier wird ein Pflock in den Schnee getrieben und mit einem darum geschlungenen Seil die Ladung gebremst, während sie von einem Manne geführt zu Tal gleitet.

Ausserhalb der Schweiz wird zum winterlichen Heuzug an einigen Orten ein spezielles Gerät verwendet, das sowohl zum Zusammenbinden dient wie auch eine Gleitunterlage der schweren Heubündel bildet.

In Grossensass (Tirol) heisst dieses Gerät „Reis“¹⁾. „Es besteht aus 3 etwa 250 cm langen Holzstangen, die oben in einen Querstab eingelassen sind, während sie unten von einem anderen Querstab gekreuzt werden. An jedem Ende ist ein kleiner, aus Weidenruten geflochtener Bügel, „Wiede“, angebracht, deren einer mit Holzschlaufe, „Spohl“, versehen ist. Das Heu wird nun auf dieses Gerät gehäuft und hierauf mit einem langen Strick, der ebenfalls einen „Spohl“ hat, festgebunden.“

Eugenie Goldstern²⁾ gibt in ihrer vorbildlichen ethnographischen Monographie über das Dorf Bessans in Hochsavoyen eine ausführliche Beschreibung des winterlichen Heuzugs und der dazu verwendeten Geräte.

„Man findet gegenwärtig in Bessans zweierlei Arten dieses Gerätes: die ältere, die im Verschwinden begriffen ist, heisst „arné“, die neuere „bayard“.

„Arné“ besteht aus drei entlaubten Aesten (bauzon), die etwa 2 m lang sind um den Schlitten, der auf dem abschüssigen Gebirgspfad nicht vorwärtskommen könnte, gewissermassen zu ersetzen. An einem Ende der Aeste sind Verzweigungen, die derart ineinander verflochten werden, dass sie einen Bügel bilden (forcola). Dieser ist mit Stroh umwickelt, um beim Abwärtsfahren nicht beschädigt zu werden. An dem Bügel

¹⁾ E. REHSINGER: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 1891. —

²⁾ E. GOLDSTERN: Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden, Wien 1922, S. 42.

sind 3 mit Holzschlaufen (trolle) versehene Stricke und eine Schlinge zum Ziehen der Last angebracht. An dem entgegengesetzten Ende der Aeste sind gleichfalls 3 lange Stricke befestigt. Ausserdem gehören zu diesem Gerät fünf mit Holzschlaufen versehene Stricke, die beim Gebrauch quer über die Aeste gelegt werden. Da das Stroh, mit welchem der Bügel des „arné“ umwunden ist, schnell abgenützt wird und oft erneuert werden muss, hat man später eine kleine Abänderung an dem Gerät vorgenommen: der Bügel wurde aus einem gebogenen Holzstück hergestellt, in das die 3 Längsstäbe eingelassen wurden. Dieses modifizierte Gerät heisst „bayard“ und verdrängt immer mehr die alte Form. Um das Heu mit einem der geschilderten Geräte zu binden, breitet man es vor dem Stadel aus und legt die 5 Querstricke so darüber, dass die Holzschlaufen abwechselnd nach links und rechts zu liegen kommen. Erst gibt man eine dicke Schicht von Stroh, um durch die Reibung beim Hinabgleiten kein Heu zu verlieren. Dann häuft man das Heu ungefähr 1 m hoch auf und beginnt es mit den Stricken zu binden, die an dem Bügel und an den Holzstäben befestigt sind.

Zuerst kommen die zwei mittleren Stricke daran, wobei der untere durch die Holzschlaufe des oberen gezogen wird. Hierauf fügt man eine neue Schicht Heu hinzu und bindet es in gleicher Weise mit dem neuen Strickpaar fest. Da die Wege am Rande von Abgründen führen, wird der dem Abgrunde zugekehrte Teil des Bündels zuerst gebunden. Dann häuft man eine grössere Menge Heu auf die andere Seite des Bündels und bindet es mit dem dritten Strickpaar fest.

Man hält immer diese Reihenfolge ein, damit der dem Abgrund abgekehrte Teil des Bündels entsprechend schwerer sei und ein Gegengewicht beim Hinabgleiten auf den schmalen Wegen bilde. Nun geht man daran, die 5 querliegenden Stricke zu binden, und zwar beginnt man mit demjenigen, der vorne beim Bügel liegt. Bei jedem weiteren Strick fügt man immer grössere Heumengen hinzu, so dass das Bündel (busson) schliesslich die Gestalt eines abgestumpften Kegels erhält. Der Schwerpunkt der bis 400 kg wiegenden Last wird auf diese Weise nach rückwärts verlegt, was bei der Abschüttigkeit des Weges gewiss von Vorteil ist.

Bessans ist die einzige Gemeinde der Haute Maurienne, wo die Heuvorräte im Winter mit eigens dazu bestimmten Geräten hinabbefördert werden. Vor etwa 20 Jahren tat man es auch in Bonneval, der höchstgelegenen Gemeinde der Maurienne. Heute verwendet man dort wie auch in den übrigen Gemeinden dieses Tales das Sommergerät „cordess“.

Die Arbeit des Herabschaffens des Wildheus, in welcher Jahreszeit es auch sei, zeigt die typische Arbeitsleistung des Bergbauern. In kurzer Zeitspanne beansprucht sie einen un-

geheueren Aufwand an Kraft und Ausdauer. Arbos¹⁾ beschreibt aus den französischen Alpen, wie sich im Winter die Aufstiege zu den Stapelplätzen ohne Unterbruch Tag und Nacht folgen, damit eine Periode von klaren Tagen, heiteren Nächten und möglichst trockenem Schnee voll ausgenützt wird. Auch wenn das Heu anschliessend an die Heuernte herabgeschafft wird, rechnet man 3 bis 4 Touren am Tag zwischen Mitternacht und abends 8 Uhr, wobei ein Mann 250 bis 400 kg Heu heimschafft. Dies ist aber nur möglich durch eine ununterbrochene Zirkulation den langen Sommertag über, wenn man nicht vorzieht, wie es die Leute von Saint-Martin-de-la-Porte tun, hauptsächlich die kühle Nacht zu benutzen. Diese Arbeit beinahe ohne Ruhe wird von den Leuten der französischen Alpen als „vie de galères“ eingeschätzt.

Zwischen grossen Arbeitsfolgen des Gebirgsbauers (Heuernte, Holztransport, bes. das Flössen, Hochwildjagd und Alpaufzug) liegen Tage und Wochen von kleinerer und diffuserer Arbeitsleistung, so dass der Mann besonders im Winter einen grossen Teil der Zeit dösend auf der Ofenbank oder auf dem „Lotterbett“ (gepolsterte Bank beim Ofen) zubringt, und so dem oberflächlichen Beobachter einen falschen Eindruck von seiner Arbeitsleistung gibt.

Dieser Wechsel von intensivster Arbeit mit verhältnismässig langer Ruhezeit ist ein Zeichen für die starke Abhängigkeit von der natürlichen Umwelt und erinnert an die Lebensweise der Männer in primitiven Kulturen.

Einschätzung und Fütterung.

Das Wildheu gilt als dem übrigen Heu gleichwertiges Futter und wird sowohl dem Rindvieh als auch dem Kleinvieh gegeben. Der Preis steht meistens etwas unter dem des Heues von Fettwiesen, aber über demjenigen der Magerwiesen. Er schwankt je nach Ort und Jahr von 6 bis 8 Franken der Zentner.

Das Wildheu ist besonders beliebt, wenn es viel „Mutterne“ (Meum muttelina) enthält. Es wird dann den Pferden anstelle von Hafer gegeben (Splügen, St. Antönien). Je höher oben es gewachsen ist, desto „fűriger“ ist es, d. h. eine kleinere Menge sättigt im selben Grad. Dabei gibt aber das Grossvieh weniger Milch als beim Heimheu, und diese ist auch weniger fettreich.

¹⁾ Ph. ARBOS: *La Vie pastorale dans les Alpes françaises*. Grenoble 1922, S. 94.

Das hoch oben gewachsene Wildheu wird aber als Ziegenfutter dem anderen Heu vorgezogen, da die Tiere dabei „eher bi Lib“ bleiben (Splügen). Arbos (S. 92) röhmt die Beliebtheit des „foins courtes“, wie es in Saint Véran genannt wird: „Es hat seit langem die Auszeichnung „excellente, succulente“. So sagte man schon im Anfang des 19. Jahrhunderts und sagt es heute noch.“

Je krautreicher die Zusammensetzung ist, desto höher wird der Fütterungswert von den Bauern geschätzt. Je mehr „soppe“, d. h. trocken, hart, stengeliger es ist, desto weniger kommt es für das Rindvieh in Frage und gilt deshalb nicht mehr so viel.

Ausser der pflanzlichen Zusammensetzung ist die Qualität auch abhängig vom Verlauf der Gärung. Heu, das „guet im Sutt“ (Splügen) ist, fühlt sich „schmutzig“, d. h. fettig an und ist von bester Qualität. Wird es aber zu aromatisch, ist es durch die Gärung tabakbraun bis schwarz geworden („brönnts Heu“), so kommt es kaum mehr für Milchkühe in Frage. „Es schmökt wunderbar, aber es lit dem Vē ī“, sagt der Urner, und es kann dann höchstens die Hälfte der Futterration, selbst für Ziegen und Galtvieh, bilden. „Graus Heu“, d. h. schimmelig gewordenes, ist beinahe wertlos und wird zur Düngung auf die Wiesen gestreut.

Das Wildheu wird im Stall selten allein verfüttert, besonders für die Kühe bildet es nur einen kleinen Teil der täglichen Ration. Diese wird wohl gegen den Frühling hin vergrössert, wenn das übrige Futter knapp zu werden beginnt. Es wird deshalb in der Scheune separat vom übrigen Heustock aufgestapelt. Die Fütterung des Rindviehs gestaltet sich nicht so einfach, wie sich das wohl ein Städter vorstellt. C. Schröter beschreibt ein solches winterliches Menu aus dem St. Antöniertal:¹⁾

„Erstens ein Schübel Fettheu; das Vieh verzehrt ihn behaglich in 20 Minuten. Dann wird etwas gewartet und dasselbe Quantum Fettheu als zweiter Gang serviert. Wieder nach 20 Minuten kommt ein „Schübeli“ des stark aromatischen Wildheus. Dann wird ein guter Schluck darauf gesetzt und nach dem Tränken endlich das erwärmende, anregende Emd gegeben. Bis auf diese Weise gespeist ist, vergehen 3 bis 4 Stunden.“

¹⁾ C. SCHRÖTER: Das Antöniertal, Landwirtsch. Jahrbuch der Schweiz, IX. Band, Zürich, 1895, S. 197.

Das Wildheu ist reich an Stickstoffverbindungen, was es zur Mästung des Viehs geeignet macht. Dabei ist es aber arm an Phosphaten, so dass bei zu grossem Anteil des Wildheus am Futter Knochenbrüchigkeit auftritt (nach Briot und Baumgartner).

Leider steht die Quantität im umgekehrten Verhältnis zur Qualität. Nach Arbos (S. 92) bringt 1 Hektar nie mehr als 700 bis 800 kg ein. Es muss also für dieselbe Ernte Wildheu viel mehr Arbeit aufgewendet werden als für Fetttheu. Dazu kommt noch der Zeitverlust für die langen Wegstrecken und für die Tage mit schlechtem Wetter, an denen der Bauer gezwungen ist, auf der faulen Haut zu liegen.

Chalvin hat für die französischen Alpen für die höchstgelegenen Bergwiesen folgende Kostenberechnung aufgestellt: 1 Hektar Bergwiese, die 700 bis 750 kg Heu ergibt, kostet 300 francs und ergibt einen Gewinn von 60 francs.

Der Bauer hat aber zu rechnen:

Steuern	frs. 6—7.—
Zinsen	„ 12.—
3 Mäher	„ 15.—
3 Heuerinnen	„ 7.50
4 Tage Maultier	„ 20.— (das Heu wurde im Sommer transportiert)
	frs. 61—62.—, also für den Bauern frs. 2.— Defizit.

Diese Rentabilitätsrechnung können wir aber nicht ohne weiteres auf unsere Verhältnisse übertragen. Ausser an den Orten, wo der Heuanteil gekauft oder ersteigert werden muss, kostet den Bergbauern das Wildheu kein bares Geld. Allerdings wird durch die mit dem Grundbesitz verbundene Gemeinnutzung der Grundpreis in die Höhe getrieben. Der Verbrauch an Geräten und Kleidern bedeutet keinen grossen Aufwand. Die Kost seiner Gehilfen und die fremden Arbeitskräfte werden ja meistens mit einem Teil des Heus bezahlt. Die eigene Arbeitskraft des Bergbauern sowie diejenige seiner Familie kann er nicht in Geld umrechnen, da keine andere Verdienstmöglichkeit besteht (ebenso wenig wird eine Hausfrau bei der Errechnung einer Mahlzeit ihre eigene Arbeitszeit berechnen). Es müssen auch keine anderen landwirtschaftlichen Arbeiten zurückgestellt werden. Was dem Gebirgsbauern fehlt, ist Winterfutter und das bare Geld, solches von aussen zuzuführen. Diesen Mangel kann er durch seine und seiner Familie Arbeitsleistung wieder wettmachen.

Wie sehr heute noch ein Bergbauer das Wildheu einschätzt und wie gering er seine Arbeitszeit ansetzt, zeigt ein Beispiel aus Quinten. Ein Mann kaufte einen Losanteil für 40 Franken und in fünfwochiger Arbeit erntete er 15 Burdenen Wildheu, also 60 bis 65 Ztr. Dieses wurde in 7 Fuhrten von dem mehr als anderthalb Stunden weit entfernten Stapelplatz zur Fütterungsstelle herabgeholt.

Dieser Zuschuss an Winterfutter ermöglicht vielleicht einem Gebirgsbauern, ein oder zwei Rinder mehr zu überwintern, und er kann dadurch die reichen Weidemöglichkeiten des Sommers voll ausnützen. Diese Einstellung kommt in folgender Redeweise zum Ausdruck: „Eine erfrorene Kuh macht arm, eine erhungerte macht reich“¹⁾.

Ausserdem vermehrt die Fütterung von Wildheu den Dünger, den der Bauer in den regenreichen Alpentälern so nötig hat, wo die Wiesen und Felder durch den Niederschlagsüberschuss ausgelaugt werden. Ohne diesen Zuschuss könnte vielerorts der Bergbauer nicht auskommen, wenn auch die Umrechnung dieses Gewinnes in Geldeswert nur eine kleine Summe ergibt. Ganz besonders in Jahren des Mangels bildet die Futterquelle an der Vegetationsgrenze einen Ausgleich, was in der schwankenden Nutzung von Jahr zu Jahr zum Ausdruck kommt. Die extensive Wirtschaftsform des Sammelns dient also zur Intensivierung der Alpwirtschaft.

Winterungsfuss.

Das Wildheu erlangt eine ganz besondere Bedeutung in den Gegenden, wo die Vorschrift besteht, dass nur Vieh, das mit eigenen Futtermitteln überwintert wurde, weideberechtigt ist. Vieh, das mit eingeführtem Heu überwintert oder erst im Frühjahr angeschafft wurde, kann an der Sömmierung auf Gemeineigen nicht teilnehmen.

Ganz allgemein gilt diese Bestimmung z. B. für den Kanton Graubünden, wenn auch mit einigen Modifikationen, die den örtlichen Verhältnissen gerecht werden. Z. B. geschieht

¹⁾ Dieses Durchhungern des Viehs scheint bis in unsere Zeit allgemein üblich gewesen zu sein, ohne dass der Bergbauer bedachte, dass damit die Qualität seines Viehs herunterkam. „Je hungriger die Kuh, desto bräver fasst sie zu“, nämlich auf der gemeinsamen Frühjahrswiese. (Stebler, G. Wilhelm u. a.) Viele Autoren haben am Anfang dieses Jahrhunderts diese Art der Tierquälerei energisch bekämpft.

die Verteilung der Alprechte nach der Grösse des Heuvorrats der Alpgenossen (Stalla, Poschiavo, Maran). Auch andernorts wird diesem Prinzip des Durchwinterungsfusses entsprochen, wo einer Überstossung der Alpweiden gesteuert werden musste. Diese Vorschrift ist nebenbei auch ein Schutz für den armen Bauern, da nun der reiche Teilhaber nicht durch den Ankauf von Heu grösseren Nutzen aus dem Gemeineigen zu ziehen vermag.

Einige Beispiele solcher Verordnungen:

Allmendordnung der Theile nid dem Wald (Nidwalden) von 1616: „zum Vierten ist beschlossen den herpst und austagen atzung auff Riedt und der Allmend, dass einer sein Vech so er laut Einig im Theil gewintret und bei der treüw darff in rechnung legen uff dem Riedt und der allmend haben biss uff unser Frouwen heimbsuchunge abend im heümanat und soll daforthin rinder und rossen in waldt fahren, wie von alters har“. (Aus Heusler, Rechtsverhältnisse am Gemeineigen in Unterwalden. 1862).

Gemeindesatzungen von Saas (Graubünden) aus dem Jahre 1586: „was einer yn unser gemeind winteret, das mag er auch sümmern und wela aus der gemeind verkaufft, das er in der gemeind gewinteret hat, der mag für rinder veh wider rinder veh besetzen und für schaff auch schaff und für ross auch ross sein“. Nach Wagner: Dorf und Weistümer. Aus Curschellas: Die Gemeinatzung (1926); und schliesslich eine neuere Verordnung, die eine alte „Gepflogenheit“ bestätigt:

Einung der Rechte, Gesetze und Ordnungen in der Theilsame Dorf loblicher Gemeinde Lungern. 1821: „Da schon seit einigen Jahren der gemeinschädliche Missbrauch überhand genommen, dass vielfältig fremdes Heu und Laub ohne Noth in Kirchgang getan wurde, auch dessgleichen öfters Vieh in andern Kirchgängen an's Futter gestellt, wodurch hier allmend und Alp in ungerechter Weise belastet wurden. Also hat 1813 eine ganze Gemeinde neuerdings einhällig beschlossen und als Gesetz aufgestellt, dass in Zukunft alles fremde Heu und Laub in Kirchgang zu thun gänzlich abgeschlagen und verboten sein solle . . . und noch nebst diesem soll dem fremden Heu und Laub keine Alp gestattet werden“. (Aus Heusler, Rechtsverhältnisse am Gemeinland in Unterwalden. 1862).

Rückgang.

Trotz der genannten Vorteile, die das Wildheu als Ergänzung des Winterfutters für den Gebirgsbauern bildet, ist dieses mancherorts doch schon ganz aus der Mode gekommen. An anderen Orten ist es nur noch der arme Teil der bäuerlichen Bevölkerung, der sich mit der Nutzung des Wildheu-

gebietes befasst. So sind in manchen Tälern die abgelegenen und weniger wertvollen Mäder heute verlassen. Verkehrswege erschliessen immer weitgehender auch die abgelegenen Talschaften, so dass die Transportkosten für eingeführtes Heu und ausländisches Kraftfutter nicht mehr unerschwinglich sind. Immer mehr wird dem Bergbewohner durch den Fremdenverkehr, den Holzverkauf und den Bau von Verkehrswegen und Stauwerken Verdienst geboten, so dass er das eingeführte Futter zu kaufen vermag. Für Nahrungsmittel und für Kleider ist ja das Prinzip der Selbstversorgung bis auf wenige Ortschaften schon weitgehend aufgegeben.

Eine rationellere Düngung („Güllewirtschaft“), die Verwendung von Kunstdünger und der Futterbau auf meliorierten Talböden steigern den Ertrag an Winterfutter. Wertvollere, hochgezüchtete Tiere, welche die kleineren, unergiebigeren Rinderrassen verdrängt haben, erfordern vollwertiges Futter, so dass die Nutzung der wenig wertvollen Grasarten aufgehört hat. Der Schwerpunkt der Wirtschaft verlegt sich immer mehr nach der Talsohle, wo der Futterbau möglich geworden ist, was zu einem Verlassen der höchstgelegenen Bergwiesen führt. Arbos beschreibt diesen Vorgang auch aus den *Alpes meridionales*.

In abgelegenen armen Berggemeinden hat der Rückgang einen anderen Grund. Er ist nämlich auf den Mangel an Arbeitskräften zurückzuführen. Kinderarmut und die Inanspruchnahme der Arbeitskräfte durch Gelderwerb und vor allem die Abwanderung lassen eine so ausgesprochen arbeitsintensive Nutzung nicht mehr zu. Der relativ leichte und in guten Zeiten sichere Verdienst in der Industrie und im Verkehr lockt gerade die jungen und leistungsfähigen Leute, die sich vom Bauerntum lösen. Dadurch ist wohl die Not des zu engen Siedlungsraumes behoben; es bleiben aber vor allem nur noch minderwertige Arbeitskräfte zurück, so dass die Berggüter immer schlechter bewirtschaftet werden, ja sogar Kulturflächen verwildern.

Das Meiental ist ein typisches Beispiel für diese Entwicklung. Bühler schreibt darüber¹⁾:

„Die geringe Bevölkerung vermag kaum die Privatwiesen genügend zu bewirtschaften, und deshalb werden heute nur noch wenig Wildheuplänggen genutzt . . . Die Wildheu-

¹⁾ A. BÜHLER: Das Meiental im Kanton Uri. Diss. Bern 1928.

hütten auf Gurezmetteln z. B. stehen leer oder sind verfallen, und viele der schönsten Grasplätze sind verwildert und würden keinen Ertrag mehr abwerfen. Heute (1928) werden etwa noch 1 Dutzend Planggen gemäht, und der Ertrag mag tausend Zentner kaum erreichen, während früher oft das Fünffache geerntet wurde.“

Beim Ausbruch des Weltkrieges (1914) wurde den Glarnern von der Regierung Wildheugeräte gratis übergeben, um ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Futterbasis zu erweitern. Da aber in jener Zeit die besten Arbeitskräfte abwesend waren, hatte diese Aktion keinen grossen Erfolg.

Das Glarnerland ist wohl dasjenige Gebiet, wo die Industrie am weitesten in die Alpen eingedrungen ist. Es ist daher nicht zu verwundern, dass wenigstens im Haupttal die Anzahl der Wildheuer stark zurückgegangen ist. Das Wildheuareal ist beinahe dasselbe geblieben, doch ist die Nutzung weniger intensiv als früher. In den Seitentälern jedoch, z. B. in Elm, ist die Wildheunutzung beinahe im vollen Umfang wie früher beibehalten, ja an manchen Orten hat sich das Wildheuareal sogar ausgedehnt. Infolge des Aufgebens der Schafzucht werden heute die früher sog. geschworenen Schafalpen geheut. Noch bis ca. 1890 war das Wildheu sowohl für den Grossbauern als auch für den kleinen Mann ein unbedingt notwendiger Zuschuss. Seither hat aber erst im Haupttal, dann in den Seitentälern der Rückgang eingesetzt. Nach Thürer¹⁾ waren es insgesamt 4718 Ztr. Wildheu, die allein aus den Alpen Güntlenauen in die Gemeinde Netstal kamen. Noch 1890 gibt es in der Rossmatt auf dem dortigen Gemeineigen allein 40 Wildheuer; 1922 nur noch einen. Auf Auern fanden sich 1890 ca. 25 Wildheuer ein und heute kaum mehr ein halbes Dutzend. Nach Bartel und Jenny²⁾ betrug vor wenigen Jahrzehnten die Zahl der Wildheuer, die das Gebiet im Klöntal aufsuchten, mindestens 50. Heute erhebt sie sich selten über 25, trotzdem dieses Gebiet den fünf Gemeinden der früheren Kirchgemeinde Glarus gehört und auf Zusehen hin auch den niedergelassenen Kantons- und Schweizerbürgern die Nutzung erlaubt wurde.

In Uri sind alle Bauern der Seitentäler und der Grossteil der Bauern im Haupttal auf die Wildheuernte angewiesen. Besonders bei den Geissbauern ohne Grundbesitz liefert sie

¹⁾ P. THÜRER: Die Geschichte der Gemeinde Netstal. 1925. — ²⁾ BARTEL und JENNY: Glarner Geschichte in Daten, 2. Bd.

den Hauptanteil des Winterfutters. Nach der Alpstatistik wurden im Jahre 1898 die Nebenerträge der Alpen an Streue und Wildheu genannt, was jährlich etwa 4200 Ztr. Heu und 1200 Ztr. Streue ausmacht. Der Rückgang macht sich im Haupttal, trotzdem vielen eine Verdienstmöglichkeit geboten wird, weniger bemerkbar als in den stark entvölkerten Seiten-tälern. Im Maderanertal ist jedoch noch sozusagen jede Familie auf das Wildheu angewiesen.

Auch in Unterwalden, sogar im Fremdenort Lungern, unterzieht sich noch ein grosser Teil der Bauern der Mühe der Wildheugewinnung.

Kaum ein Rückgang ist nachzuweisen in den Untersuchungsorten: Muotatal (Schwyz), Quinten (St. Gallen), Gimmelwald, Guttannen, Gadmen (Berner Oberland) und im Goms. Nach einer Notiz von Leemann¹⁾ trifft dies auch für das Tavetsch zu.

Für die französischen Alpen finden wir in der schon oft zitierten Arbeit von Arbos²⁾ ausführliche Beobachtungen über die frühere und heutige Ausdehnung der Heunutzung alpiner Wiesen. Daraus geht hervor, dass besonders im südlichen Teil der Alpen das genutzte Areal in den einzelnen Jahren sehr stark wechselt, je nach dem Ausfall der Ernte in den tieferen Zonen. 1921/22 wurden wegen Futtermangel im L'Oisans wieder Mäder gesichert, die seit 50 Jahren verlassen waren. Ganz im Süden sind die alpinen Wiesen heute sozusagen überall verlassen, oder sie wurden zu dürftiger Weide. Im Norden der französischen Alpen, besonders in Hochsavoyen, hauptsächlich überall da, wo die Arbeit des Heuzuges auf den Winter verlegt werden kann, werden die Höhen von 1900 bis 2300 und darüber noch benutzt. Solche Gegenden sind z. B. im Vercors (Coulmes), Embrunais und Briançonnais (Puy-Saint-Pierre, Notre-Dame-des-Neiges, Les Vigneaux à Tournoux, L'Echauda, Monêtier-les-Bains, au Lautaret, Cervières au Col Izoard) und die hochgelegenen Gemeinden der Maurienne (Bessans).

Überall in der Schweiz war der Rückgang in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts besonders stark, seit 10 Jahren aber ist der Zustand beinahe stationär geblieben.

¹⁾ W. LEEMANN: Zur Landschaftskunde des Tavetsch. Diss. Zürich 1922. — ²⁾ Ph. ARBOS: La vie pastorale dans les Alpes françaises. Grenoble 1922.